

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 31

Duisburg, den 4. August 1928

29. Jahrgang

Die Staatsvereinfachung beginnt bei den Arbeiterrechten

Bayern und das Sozialministerium

Deutschland besitzt eine Sammlung beliebter Schlagworte, die je nach Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit an das Tageslicht gezogen werden, um gewisse Wirkungen auszuüben. Wer in der Anwendung dieser Schlagworte nicht mitmacht oder Zweifel an der Angelegenheit hegt, verfügt über „kein politisches Augenmaß“, „steht nicht mit beiden Beinen auf der Erde“ und so fort. Der „gemeine Mann“ mit seinem Gott Dank vielfach noch unerschüttertesten Gefühl schüttelt den Kopf und weiß nicht, wie und warum.

Ein solches Schlagwort ist das Wort von der „Staatsvereinfachung“, worüber seit langem ergraute Häupter grübeln. An sich ein für Deutschland, mehr noch als für andere Länder, wichtiges und dringliches Problem. „Staatsvereinfachung“, dabei mag man nicht zunächst einmal an eine zentralistischere Zusammenfassung denken, sondern ganz einfach an Rationalisierung, Verbilligung, Abbau eines übersehten Verwaltungsapparates.

Deutschland insgesamt und die einzelnen Länder leiden an der riesigen Kostspieligkeit des Verwaltungsapparates. Damit zusammenhängend ist natürlich auch die Frage der Beamtenstärke. Unser Beamtenheer in Deutschland ist deshalb so groß, weil bei uns viele Verrichtungen von Beamten ausgeführt werden, die in anderen Ländern von Privatangestellten getätigt werden. Deutschland dürfte in Reich, Ländern, Kommunen, öffentlichen Körperschaften, Eisenbahn, Post ungefähr 2,5 Millionen Beamte zählen. Darunter befinden sich allein zwischen 500—700 000 Pensionäre. Die Reichsbahn allein zahlt 1 Milliarde Mark an Gehältern und daneben über 400 Millionen Mark, also zwei Fünftel der Lohnsumme der aktiven Beamten, an Pensionen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Gehälter der oberen Gruppen in einem ganz anderen Ausmaß gestiegen sind als die der unteren.

Wir sind die letzten, denen ein gewisses Eigenleben der einzelnen Länder nicht auch als eine volkliche Notwendigkeit erscheint. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Zeit nach 1918 das föderative Prinzip auf eine gefährliche Spitze getrieben hat, die mit einem Eigenleben schon kaum noch in Zusammenhang zu bringen ist.

Es gibt also genug Möglichkeiten, die Verwaltungsbürokratie zu vereinfachen. Jedoch — und das ist das typische — die Staatsvereinfachung beginnt nicht mit ernstlichen Maßnahmen einer wirklichen Verbilligung, sondern mit einem Sturm auf solche Posten, die für die innere Befriedung eines Staates von außerordentlichem Nutzen, ja von größter Notwendigkeit sind, nämlich auf die sog. Sozialministerien.

Diejenigen Ministerien also, in denen auch die Interessen der Arbeiter wahrgenommen werden, sind gewissen Kreisen und nicht zuletzt auch der Verwaltungsbürokratie ein Dorn im Auge.

Dieses Ringen ist in den letzten Tagen in Bayern in ein entscheidendes Stadium getreten. Bayern gibt in diesem Kampf ein seitlanges Beispiel. Uns interessiert an dieser Stelle nicht das

Hin und Her in der Regierungsbildung und der Bayerischen Volkspartei mit den parteipolitischen Auseinandersetzungen und dem Handel in der bayerischen Regierung, uns interessiert hier das Prinzipielle der Frage.

Man hat in Bayern das Wort geprägt von der „Verwaltungsreform von oben“, ein Wort, das einer gewissen „demokratischen“ Zugkraft nicht entbehrt und worunter man sich vom Allgäu bis Würzburg jeweils etwas anderes, je nach Gemütsverfassung, vorstellen kann. Man stellt in Bayern bei der „Verwaltungsreform von oben“ neben dem Sozialministerium auch noch andere Ministerien zur Debatte, z. B. Landwirtschaftsministerium, aber jedermann hat das richtige Gefühl, die zweiten nennt man, das erste jedoch will man treffen.

Ein Sozialministerium mit seinen so außerordentlich wichtigen Funktionen erscheint als selbständiges Ministerium nicht mehr tragbar, ein so überflüssiges Ministerium aber, wie das bayerische Außenministerium oder seine Gesandtschaften, bleiben unangetastet. Wie sich die Bayern mit den letztern abfinden ist ihre eigene Sache, die Frage nach dem Bestand eines Sozialministeriums geht die ganze deutsche Arbeiterschaft an.

Für uns ist die Personenfrage nicht das Ausschlaggebende, aber es ist außerordentlich bedauerndwert zu sehen, wie die Sozialisten wegen der Personalfrage mit den Kapitalisten an einem Strick ziehen gegen das Sozialministerium, weil der Minister Dswald ein christlicher Gewerkschaftler ist. Gewissen Rufern in diesem Kreis sind die Ersparnisse Nebensache, wichtiger ist das Verschwinden eines Ministeriums, das der Träger der Schlichtungspraxis ist. Die Sozialdemokratie liefert dabei diesen Reaktionen Wasser auf die Mühlen.

Was wird vom Standpunkt der Verwaltungsreform in Bayern eigentlich gewonnen, fragt mit Recht „Der Deutsche“ Nr. 172? Nichts. Denn der Apparat als solcher bleibt ja. Nur mit dem Unterschied, daß Staatssekretäre an Stelle der Minister treten. Das geht ja auch gar nicht anders, da z. B. das Sozialministerium bei der vielseitigen Tätigkeit des Staates auf sozialem Gebiete und der komplizierten sozialen Gesetzgebung in dem zweitgrößten Lande gar nicht entbehrt werden kann. Ebenso wird man Bayern bei der Bedeutung der bayerischen Landwirtschaft jederzeit ein Landwirtschaftsministerium zugestehen. Wenn aber der Apparat als solcher bleibt, ihm lediglich der leitende Kopf weggenommen wird, dann darf eine derartige Politik nicht als Staatsvereinfachung bezeichnet werden. Es handelt sich einfach darum, daß dem Sozialministerium die selbständige Initiative genommen wird und seine Interessen in einen ihm wesensfremden Apparat hineingespannt werden. Diesen Apparat leitet dann ein Minister, der von Sozialpolitik keine Ahnung hat. Entweder tut er auf diesem Gebiete nichts, oder er läßt die Bürokratie gewähren. Das Ziel gewisser Kreise besteht sicher darin, daß nichts getan wird.

Laucht da nicht der Geist des alten Guggenheimer wieder auf, der schon Anfang 1924 aus „Ersparnisgründen“ einen Abbau des

Reichsarbeitsministeriums forderte? Geht bei der bayerischen „Verwaltungsreform“ nicht auch jene Parole der „Berliner Börsenzeitung“ vom 31. Januar 1924 um, welche der sozialreaktionären Ansicht mit folgenden Worten Ausdruck verlieh:

„Das Reichsarbeitsministerium entwickelt sich . . . zu einem wirtschaftsfeindlichen Institut. Wir machen daher die Wirtschaft und alle ehrlich und furchtlos gegen die Destruktivität und für die Gesundung kämpfenden gegen es mobil und verlangen unter dem Gesichtspunkt des unerläßlichen Abbaues der Ueberorganisation in Staat und Wirtschaft die Auflösung des Reichsarbeitsministeriums.“

Die Methode, die man heute in Bayern zu beliebigen scheint, ist die präziseste Gestaltung jener liberal-wirtschaftlichen und staatspolitischen Anschauung, nach der das Objekt sehr viel, der lebende Mensch jedoch wenig bedeutet. Man kann nicht die Notwendigkeit von Ministerien für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft bejahen und ein Ministerium, das stärker als andere die sozialen Triebkräfte und Forderungen zu sehen hat, vernachlässigen. Die Lösung der vielgestaltigen sozialen Aufgaben von heute bedingen ein Amt und einen Kopf, man kann sie nicht als Anhängsel irgend eines andern Ministeriums z. B. Handel und Gewerbe betrachten, wobei die sozialen Aufgaben — die Vergangenheit lehrt genug — nicht gut gefahren sind. Ein Wirtschaftsministerium hat eben andere Interessensphären als Sozialpolitik und wird daher der letzteren immer erst eine sekundäre Stellung einräumen.

Das Sozialministerium in Bayern ist für die Arbeiterschaft weniger eine Prestigefrage, wie manche anzunehmen scheinen, sondern eine Notwendigkeit für eine ruhige soziale Entwicklung, ein Recht der bayerischen Arbeitnehmerschaft und man sollte glauben, daß Bayern am ersten mindestens ein solches Interesse haben dürfte, wie am Blühen seiner Landwirtschaft. Die deutsche christliche

Arbeiterschaft wird sich eins fühlen in dieser Frage mit der bayerischen christlichen Arbeiterschaft und mit der Forderung der christlichen Arbeiterschaft der Pfalz:

„Die wiederhergestellte Koalition im Bayerischen Landtag hat beschlossen, das Sozialministerium abzubauen, das Landwirtschaftsministerium dagegen zu erhalten und zu erweitern. Diese Absicht der Koalitionsparteien kann als Sparmaßnahme und als Maßnahme der Staatsvereinfachung nicht anerkannt werden. Sie bedeutet den Sieg des reaktionären Geistes. Die christliche Arbeiterschaft der Pfalz erhebt schärfsten Protest und fordert, daß das Sozialministerium bestehen bleibt.“

Wir haben an mehr als einer Stelle schon gesagt, daß der Volksstaat nicht deshalb gesichert ist, weil wir eine parlamentarische Regierungsform haben; er ist erst in dem Umfange als fest anzusehen, wenn in diesem Volksstaat der Sinn für Gleichberechtigung und Gleichachtung aller Schichten untereinander stärkere Wurzeln gefaßt hat. Die Frage „Republik oder Monarchie“ ist klein gegen die andere Frage, welche lautet:

Sollen wir einen Volksstaat haben, in dem auch die Arbeitnehmerschaft gleichberechtigt und verantwortlich in Leitung und Verwaltung des Staates stehen kann oder

sollen wir einen sog. Volksstaat haben, der äußerlich zwar ein demokratisches Mäntelchen hat, innerlich aber nichts anderes ist als eine Machtentfaltung kapitalistischen und reaktionären Geistes.

Es steht die Partie. An der Lösung in dem Sinne wie eine den Arbeiterschaft sie will, hilft kein Reichsbanner und noch weniger ein anderer Verband, aber da hilft wohl die Geschlossenheit in der gewerkschaftlichen Organisation und eine energische, aber auch fordernde Mitbetätigung in der politischen Partei, wozu man gehört.

G. W.

Bat'a oder die Vivisektion der Arbeiter

Zunächst: Bat'a ist nicht der Name eines Häuptlings aus Mittelafraka, eine Annahme, wozu der Klang des Namens verführen könnte. Bat'a heißt der Schuhkönig von halb Europa, und Vivisektion heißt: Zergliedern bei lebendigem Leibe zu Studienzwecken. Bat'as Residenz steht in Pilsen in der Tschechoslowakei; hier laufen seine Maschinen, hier beschäftigt er in seinen Schuhfabriken 10 000 Arbeiter und Arbeiterinnen, von hier aus wirft er jährlich 22 Millionen Paar Schuhe auf den Markt. Deutschland bezog von Januar bis Mai 1928 aus der Tschechoslowakei allein 2,3 Millionen Paar Schuhe im Werte von 18,5 Millionen Mark, wovon der größte Teil Bat'ascher Herkunft sein dürften. In Hunderten von Spezialgeschäften und Warenhäusern kauft der Deutsche Bat'a-Schuhe, kannt sie und weiß nichts von der ungeheuren Produktivität der Werke und der unerhörten Leistungsaufspannung der Arbeiter.

Selbst Deutschland, das sich auf Rationalisierung und Arbeitsintensität etwas einbildet, ist ein Waisenknabe gegen die Steigerung der Produktion bei Bat'a. Innerhalb von drei Jahren gelang es Bat'a, seine Produktion heranzufordern von 3 Millionen auf 22,5 Millionen Paar Schuhe, ohne eine Vermehrung der Belegschaft vorzunehmen, ja bei einem Abbau der gelernten Arbeiter und Einstellung von ungelerten Jungen und Mädchen.

Herr Bat'a ist ein Kömmer, ein Großspekulant, ein kluger Kopf ohne Zweifel. Herr Bat'a möchte Ford werden, der Ford

der Schuhproduktion. Nun hat Herr Bat'a gesehen, daß Ford eine technische Seite hat und auch so eine seelische. Bei Ford läuft beides hinaus auf eine riesige Anspannung der Arbeiterschaft, aber auch auf einen guten Lohn (Durchschnittstageslohn 28,61 M), auf eine kurze Arbeitszeit und das alles eingerahmt von einigen sozialen Worten. Bat'a vereinfacht das Fordsche System. Er spannt seine Arbeiter riesig an, gibt ihnen auch einen Lohn (Durchschnittstageslohn 2,08 M, es gibt viele erwachsene Arbeiter, die einen Durchschnittswochenlohn von 9—10 M haben); gearbeitet wird nominell 8 Stunden, jedoch Arbeit wird oft gegeben für 10—14 Stunden.

Aber dafür gibt Herr Bat'a etwas anderes. Er gibt Galbung, er gibt Schwung, er gibt „herrliche Worte“. Bat'a kennt Presse und Reklame und außerdem steht er auf dem Standpunkt, daß die Arbeiterschaft keine überflüssigen Sachen sich beschaffen solle, die der Kost verzehre usw. Weil nun zu diesen Sachen auch Geldstücke gehören, erspart der vorsorgliche Herr Bat'a diesen Mergen seiner Arbeiterschaft.

Bat'a ist Psychoanalytiker (Seelenzergliederer). Er will in die Seele der Arbeiterschaft schauen; er legt auch das Herz an das Ohr der Arbeiterschaft, um zu hören, wieviel mehr Schläge es noch tun könne für die Schuhproduktion; er will wissen, ob der Arbeiter gut oder nicht gut sei, denn nur gute Arbeiter kann Bat'a gebrauchen. Er hat sich ein System ausgeklügelt, nach welchem jeder Arbeiter auf die Vivisektionsbank geschwallt wird, um dessen Inneres zu durchforschen. Jede Falte wird durchsucht, durchleuchtet und, wenn nötig, gerade gebügelt. Bat'a trägt seelische Hügel ab und füllt Täler aus, bis das Plateau errichtet ist, auf dem auch ein Tageslohn von 2 M noch gern entgegengenommen wird.

Das ist das Geheimnis von Herrn Bat'a's Aufstieg, und da er zudem noch Bürgermeister ist, hat er Beziehungen, und weil er Beziehungen hat, weiß er, wie man die Deffentlichkeit zu behandeln hat, und weil er das weiß, landen Kommissionen, Gutachter und Soziologen bei ihm, und am nächsten Tage erfährt die Welt von dem sozialen Betrieb des Herrn Bat'a. Herr Bat'a soll ein Patent auf Sandstrommaschinen eingereicht haben.

Blutendes Land

(Zu unseren Bildern.)

„Blutendes Land“ wollen wir eine Reihe von Städtebildern nennen, die wir in dieser und den nächsten Nummern unseres Verbandsorgans veröffentlichen. Es ist das Land westlich des Rheins, der Grenzstreifen, der sich von Trier bis Aachen hinzieht.

Es gibt kein Gebiet in Deutschland, das seit 1914 soviel durchgemacht hat als dieses Land, selbst Ostpreußen nicht. Es stirbt langsam aber sicher ab, wenn nicht außerordentliche Mittel Hilfe bringen.

Aachen, die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser seit Karl dem Großen, hat die wirtschaftliche Ungunst hart erfahren müssen. Diese Stadt, berühmt durch ihre Geschichte, mit dem bekannten Dom, wo Karl der Große (768—814) begraben liegt, war einst der Mittelpunkt des alten deutschen Reiches. Im Dom befindet sich auch der Thron Karls des Großen.

Werkspensionskassen und „alte Arbeiter“

In unserem Verbandsorgan Nr. 20 vom 19. Mai hat der Vorstand unseres Verbandes seinen Mitgliedern und damit auch der gesamten Öffentlichkeit den Vorschlag und Entwurf zur Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung für seine Mitglieder unterbreitet. Der Vorstand hat damit bewiesen, daß er erkannt hat, daß es heute eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit ist, Maßnahmen zur möglichen Sicherstellung unserer Arbeiter zu ergreifen. Ist es doch heute im Zeitpunkte der Krise und Kartelle leider nur zu häufig zu verzeichnen, daß unsere älteren Arbeiter zwischen 50 und 65 Jahren, trotzdem sie noch körperlich und geistig vielfach recht rüstig sind, von den Werken abgelegt werden. Gerade für Leute dieses Alters ist die Entlassung eine besonders große Härte, da in diesem Alter ein anderweitiges Unterkommen fast unmöglich ist. Diese Leute können nun nach der heutigen Gesetzgebung nur für eine gewisse Zeit die Arbeitslosenunterstützung erhalten, wenn dieselben nicht, wie es leider heute auch schon des öfteren geschieht, mehr als zwei Drittel erwerbsunfähig geschrieben werden. Somit fallen diese Arbeiter dann in den meisten Fällen der öffentlichen Fürsorge zur Last.

Das ist nun um so bedauerlicher, da die meisten dieser Arbeiter durch jahrelange Beitragszahlung zu den Pensionskassen der Werke sich gewisse, mit der Dauer der bei den Werken verbrachten Arbeitsjahre steigende Rechte erworben hatten, und viele dieser Kassen durch die bedauerlichen Folgen der Inflation zugrunde gegangen sind und später auch nach der Stabilisierung der Mark nicht wieder ins Leben gerufen wurden. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Pensionskasse der Firma Krupp in Essen, die schon in Friedensjahren einen Goldbestand von 30 Millionen Mark hatte, aber auch durch die schon vorher geschilderten Umstände einging. Nur nach jahrelangem Kampf, besonders unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes, ist es gelungen, für die Pensionäre genannter Firma einen Zuschuß aus Staatsmitteln zu erhalten. Des weiteren erinnere ich an die ehemalige Phönix in Ruhrort, die im Jahre 1923 das Abhalten von Beiträgen, aber auch die Leistungen einstellte. In diese Kassen nun, zu denen in beiden Fällen die Arbeiter zum Beitritt gezwungen waren, zahlten diese je nach Verdienst monatlich 2,50 bis 3 M ein. Die Kasse der Phönix wurde nun im Jahre 1924 nicht wieder auf alter Grundlage, sondern auf Grund freiwilliger Mitgliedschaft der Arbeiter unter Leistung gewisser Zuschüsse von Seiten des Werkes bis zum Jahre 1926 aufrechterhalten. Dabei hat die Arbeiterschaft noch eine Zeitlang versucht, nur auf Grund eigener Beitragszahlung, nachdem das Werk seine Zuschußleistung einstellte, die Kasse im Interesse der alten Pensionäre, Witwen und Waisen aufrechtzuerhalten, aber auch diese Bemühungen mußten wegen Unsicherheitslosigkeit eingestellt werden.

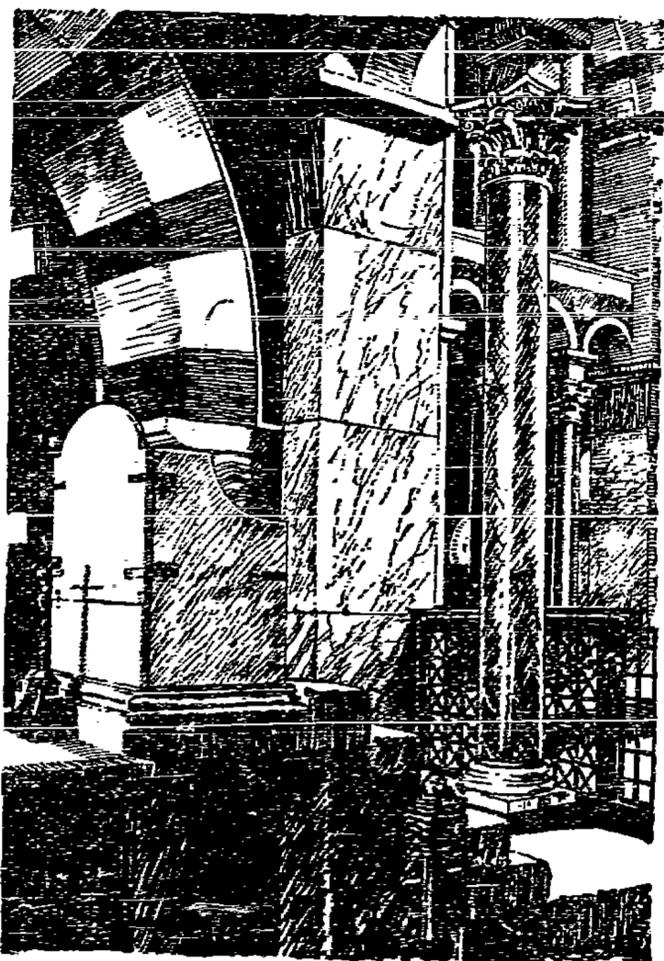
Wenn nun die bis jetzt genannten Kassen vielleicht als Opfer der Inflation zu bezeichnen sind (wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß es möglich gewesen wäre, sie nach der Inflation erneut ins Leben zu rufen), so ist das Vorgehen der Vereinigten Stahlwerke, Abteilung Meiderich, um so verwerflicher und vom Standpunkte der davon betroffenen Invaliden, Witwen und Waisen um so bedauerlicher, weil es sich in diesem Falle um eine nach der Inflation auf Goldmark umgestellte, an sich durchaus lebensfähige Kasse handelt, die durch das Vorgehen des Krusts im Jahre 1927 zerfallen wurde, ohne daß sich bis jetzt auch nur irgendeine höher staatliche Instanz, sei es nun die Regierung in Düsseldorf, sei es das Ministerium für Handel und Gewerbe in Berlin, der Sache

näher angenommen oder die Angelegenheit trotz fast zweijähriger Dauer zum Abschluß gebracht hätte. Dieser ganze Vorgang haftet uns allen noch in so frischer Erinnerung, daß es notwendig und zweckmäßig erscheint, gerade jetzt, wo unser Verband sich durch die Einführung der Alters- und Invalidenversicherung der alten Kollegen annehmen will, unserer jüngeren Generation die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Selbsthilfe zu zeigen. Dieser Beweis kann am besten dadurch erbracht werden, wenn ich in kurzer Schilderung auf die einzelnen Vorgänge, die zur Zerschlagung der Pensionskasse der ehemaligen Rheinischen Stahlwerke in Ruhrort-Meiderich geführt haben, zurückkomme.

Die Kasse der genannten Firma wurde im Jahre 1884 gegründet. Es war jeder Arbeiter zum Beitritt gezwungen. Der monatliche Beitrag, der vom Lohn eingehalten wurde, betrug je nach Verdienst des einzelnen 2,50 bis 3 M. Die Leistungen dieser Kasse schwankten zuletzt im Jahre 1926 zwischen 12,50 M nach 10jähriger Mitgliedschaft und 60 M monatlich nach 50jähriger Arbeitsdauer. Dabei wurden auch die bei der Firma verbrachten Arbeitsjahre bei Unterbrechung zusammengezählt. Es konnte also ein einmalig erworbener Anspruch bei Wiedereintritt nicht verloren gehen. Das Witwengeld betrug 15 M und das Kindergeld pro Kind und Monat 5 M. Diese Kasse konnte auf Grund des seinerzeitigen vertrauensvollen Zusammenarbeitens zwischen Verwaltung und Vorstand durch alle Fährnisse der Inflation hindurchgerettet werden. Nach der Stabilisierung der Mark wurden dann auch Beiträge sowie Leistungen auf Goldmark umgestellt. Die gesunde Grundlage dieser Kasse ist am besten dadurch bewiesen, daß bereits eineinhalb Jahre nach der Umstellung ein Fonds von 100.000 M vorhanden war.

Nun erfolgte im Jahre 1926 der Zusammenschluß der Werke Phönix und Rhein Stahl mit Vestag. Durch Anschlag vom 15. Mai wurde den Angestellten und Arbeitern die Uebereignung mitgeteilt. Zugleich wurde sowohl dem Betriebsrat als auch dem Vorstand der Pensionskasse des öfteren mitgeteilt, daß sämtliche Arbeiter und Angestellte mit allen Rechten und Pflichten übernommen seien, ebenso auch sämtliche Rechte und Pflichten aus der Pensionskasse. Des weiteren wurde nun in einer der nachfolgenden Sitzungen des Vorstandes und Ausschusses über die Rechte der Arbeiter der Abteilung Ruhrort gesprochen (deren Kasse ja durch die Inflation eingeschlafen war) und bestimmt, sogar durch Protokoll festgelegt, daß auch diese Arbeiter nach Zahlung des Eintrittsgeldes (zwei Schichtverdienste) ihre vollen Rechte bezüglich der Pensionskasse erworben hätten. Dieses Geld wurde auch eingehalten. Auch andere Amtshandlungen, die einzeln aufzuzählen zu weit führen würde, wurden vorgenommen. Unter anderem wurde von der Vestag ein neuer Vorsitzender bestimmt und offiziell eingeführt, desgleichen wurden auch die Pensionäre des eingegangenen Werkes 3 in Duisburg mit auf die Kasse der Rheinischen Stahlwerke übernommen. Um so mehr waren wir, d. h. sowohl Verwaltung wie Vorstand, überrascht, als demselben durch Schreiben vom 28. September 1926, also nach halbjähriger Beitragszahlung unter der neuen Firma, mitgeteilt wurde, daß die Kasse als nicht mit übernommen zu betrachten sei.

Alle Schritte, die vom Vorstand zur Rettung der Kasse beim Versicherungsamt Duisburg, beim Oberversicherungsamt und bei der Regierung in Düsseldorf unternommen wurden, sind bis jetzt ergebnislos verlaufen. Auch persönliche Rücksprache mit der Leitung



Der Kaiserstuhl im Aachener Dom

der Vestag in Düsseldorf haben keinen Erfolg gezeigt. Das Abhalten von Beiträgen sowie auch der Zuschuß des Werkes wurden kategorisch eingestellt. Die noch vorhandenen Mittel wurden an die Pensionäre ausbezahlt und damit scheint für alle Instanzen der Schlußstrich unter eine der willkürlichsten Maßnahmen der Vereinigten Stahlwerke gesetzt worden zu sein und somit waren annähernd 500 Pensionäre, 900 Witwen mit vielleicht 250 Kindern um ihre durch jahrelange Beitragszahlung erworbenen Rechte gebracht. Auch alles Drängen des Vorstandes auf die Aufsichtsbehörden zur endgültigen rechtlichen Entscheidung blieb bis jetzt erfolglos. Dabei mußte sogar festgestellt werden, daß bei der Regierung in Düsseldorf nach halbjährigem Bestehen des Streites die vom Vorstand in dieser Sache eingereichten Akten noch nicht mal vom maßgebenden Dezernenten gelesen worden waren. Auf verschiedene Anfragen wurde überhaupt keine Antwort erteilt und auf die letzte Mahnung wurde dann mitgeteilt, daß die ganze Angelegenheit in Berlin zur Begutachtung vorliege.

Nachdem nun diese Angelegenheit von den Behörden so lange verschleppt worden ist, sind mittlerweile die Mittel der Kasse erschöpft und heute bekommen die Leute auf Grund eines von den Gründerwerken geleisteten Zuschusses Rente ausbezahlt. Dieselbe beträgt allerdings in der Höhe nur ein Viertel der erworbenen Rechte. Mag nun die Entscheidung der Regierungsstellen ausfallen wie sie will, fest steht jedenfalls, daß das moralische Recht auf Seiten der Arbeiter liegt, die durch das vorher geschilderte un-

erhörte Vorgehen der Vestag um ihr Recht gebracht worden sind. Aufgaben auch der politischen Parteien muß es nun sein, diesen Vorfalle schreiendster Ungerechtigkeit nicht achtlos an sich vorübergehen zu lassen, sondern mit nach Wegen zu suchen, die ein derartiges Vorgehen verhindern könnten, um so mehr, weil eine derartige, einseitige, mutwillige Zerschlagung einer an sich durchaus lebensfähigen Pensionskasse bis jetzt in Deutschland wohl nicht zu verzeichnen war. Auch der Gesetzgeber möge sich doch endlich mal der Sache annehmen. Das Gefühl der alten, schon pensionierten Arbeiter oder Witwen, denen hier die Früchte einer lebenslangen Beitragszahlung verlorengehen, kann nur der ermessen, der die Not dieser Arbeiter aus eigener Erfahrung kennt.

Gerade diese alten um ihr Recht betrogenen Leute begrüßen nun die Einführung der vom Verbands geplanten Alters- und Invalidenversicherung. Aufgabe der diesjährigen Generalversammlung möge es nun sein, nach Mitteln und Wegen zu suchen, die auch diesen schon pensionierten Arbeitern den Bezug der Rente sichert. Möge die Jugend aus diesem geschilderten Vorgang ersehen, daß sie keine Hoffnung auf das Wohlwollen des Arbeitgebers in ihrem Alter zu erwarten hat, daß auch allzu große Hoffnungen auf Staatshilfe vergeblich sein werden und daß der allein richtige Weg von der Leitung unseres Verbandes erkannt worden ist, der darin besteht, aus uns selbst heraus Wege zu suchen und Einrichtungen zu schaffen, die eine im Rahmen des Möglichen liegende Sicherstellung für das Alter der der Rationalisierung zum Opfer gefallenen und noch fallenden Arbeiter bedeutet.

Gibmeyer, Duisburg.

1. Internationaler Kongreß der kath. Arbeitervereine

Der erste internationale Kongreß der katholischen Arbeitervereine, der am 15. Juli und folgende Tage in Köln stattfand, rechnet ohne Zweifel zu den imposantesten Kundgebungen, die von den katholischen Arbeitervereinen veranstaltet wurden. Unter dem Präsidium von Joos wickelte sich die Tagesordnung ab, zu der Maenen-Haarlem, Dr. Perquy-Löwen, Letterhaus-M. Gladbach und Dr. Sonnenschein-Berlin eine Anzahl prächtiger und weitgreifender Gedanken aussprachen.

An den Veranstaltungen der katholischen Arbeitervereine nimmt die christliche Gewerkschaftsbewegung um so innigeren Anteil, weil sie sich eng mit den konfessionellen Standesvereinen beider Konfessionen verbunden fühlt und weil sie in ihnen wertvolle Kräfte erblicken kann, die, wenn sie auf ihrem Gebiet des Standesgedankens und der inneren Standeshhebung, der religiösen und kulturellen Tätigkeit wirken, unbedingt notwendig und zu fördern sind.

Gerade dieses Gebiet ist die ureigenste Schaffenssphäre der konfessionellen Standesvereine und bei dem Interesse der bestmöglichen Zusammenarbeit zwischen christlichen Gewerkschaften und konfessionellen Standesvereinen ist nur zu wünschen, daß dieses Gebiet der inneren und verantwortungsbewußteren Formung des christlichen Arbeitermenschen in Zukunft zum Segen beider Bewegungen sich vertiefter auswirken möge.

Denn eine Formung des neuen Arbeitermenschen vom Boden unserer christlichen Weltanschauung ist wesentlich ein Produkt des Zusammenklagens von Sinn, Aufgabe und Gestaltungskraft der christlichen Gewerkschaften und der konfessionellen Standesvereine. Es gilt dabei vor allem zu erkennen, daß das Prägen von Formeln zukünftiger Wirtschaftsgestaltungen und das Hindrängen des Geistes der Arbeiterschaft auf solche Linien nicht oder nur wenig

Kräfte der Opferwilligkeit und des Verantwortungsbewußtseins loslösen, die für den inneren und äußeren Aufstieg der Arbeiterschaft notwendig sind. Und weiterhin gilt es zu bedenken, daß die Trennung zwischen der Darstellung programmatischer Wirtschaftsthesen und der Ausführung des Gewünschten und Geforderten zwar die Angelegenheit erleichtert, aber die Verantwortung erschwert. Es besteht zu leicht die Gefahr, daß dadurch das langsamere durch die Verhältnisse bedingte etappenweise aber sichere Vorrücken der Gewerkschaftsbewegung von vielen bewußt oder unbewußt nicht mehr verstanden wird, von Leuten, die unentwegt dann auf das proklamierte Ziel hinweisen und es als Aushang benutzen, um sich an der notwendigen Opfertätigkeit in der gewerkschaftlichen Organisation vorbeizudrücken.

Es wird keinen christlichen Arbeiter gegeben haben, den nicht das heilige Feuer der Gedanken auf dieser internationalen Tagung gepackt hätte, um aber dennoch feststellen zu müssen, daß die behandelten gegenwärtigen und zukünftigen Wirtschaftsfragen den Rahmen des Standesvereinsgedankens sehr weit spannten; ob zum Vorteil für die konfessionelle katholische Standesvereinsbewegung, möchten wir dahingestellt sein lassen.

Wir verstehen das Wollen und Drängen nach vorwärts, möchten aber vor Enttäuschungen warnen, die aus Verhältnissen kommen müssen, wo die mitgliedermäßige Uebereinstimmung zwischen konfessionellen Vereinen und christlicher Gewerkschaftsbewegung vielfach noch sehr im argen liegt.

Bei einem wesentlicheren Zusammenklang zwischen äußerer Aufmachung und geistiger Zielgebung — vor allem auf das praktische Gebiet hin — würde dieser Kongreß ein bedeutsames Mahn- und Wegzeichen bedeuten.

G. W.

Stimmen zur Alters-Invalidenunterstützung

Wir arbeiten auch für die Zukunft

Es mehren sich die Stimmen, die zur Alters- und Invalidenunterstützung Stellung nehmen, meistens aber möchte man fast sagen, recht kleinlich. Viele der Kollegen scheinen bei der Wertung allzuviel den Maßstab an sich selbst zu legen: „Wie komme „Ich“ dabei weg“, und versuchen aus den vermeintlichen Härten, die einige Kollegen treffen sollen, für sich auch etwas herauszuschla-

gen. Es ist dieses menschlich allzu verständlich. Aber pflanzt jemand im vorgerückten Alter einen Baum, so werden wohl immer die Erben erst in den Genuß der Früchte gelangen. Es wäre aber arg unklug, wenn darum, weil der Pflanzler nicht mehr in den Genuß der Früchte kommt, der Baum nicht gepflanzt, oder die Pflanzung doch stark gefährdet würde, trotzdem der Platz dafür ist. Die Pflanzung des Baumes ist darum nicht weniger wert, weil die

jüngere Generation erst den Nutzen davon hat. Viel nehmen wo wenig ist, geht nicht, und halbieren, wie auch ein Kollege vorschlägt, ist für beide Teile auch nichts. Hängen wir doch einer so großen und guten Sache nicht viel Kleinheiten an, um das Zustandekommen nicht unnötig zu erschweren. Ein gutes Werk zu errichten helfen ist schön, wird aber um so schöner, je selbstloser die Mitarbeit ist. Hätten unsere Vorfahren für uns so gesorgt, wie der Christliche Metallarbeiterverband für seine Mitglieder zu sorgen bestrebt ist, wirklich es stünde heute besser um uns Arbeiter. Ob wohl unser bewährter Führer Franz Wieber bei all seinen Mühen und Arbeiten auch stets daran gedacht hat, was kommt für mich dabei heraus? Ich glaube nicht, denn dann wäre sicherlich vieles unterblieben. Darum arbeiten wir im Geiste des Christlichen Metallarbeiterverbandes an dem großen Werk mit, und stecken das „Ich“ einige Loch zurück. Damit auf den Schreiber dieser Zeilen das Licht nicht von der verkehrten Seite fällt, einige Angaben: Bin Mitglied des Christl. Metallarbeiterverbandes seit Ende 1918, und zwar „erstklassig“ und 50 Jahre alt, habe also wenig Hoffnung auf Früchte dieses im September zu pflanzenden Baumes, aber mir wäre es eine Genugtuung, wenn unsere Jungen sagen würden: „Das haben die Alten gut gemacht!“
Anton Niewerth, Ossenberg.

Mülheim tritt an

Die Bekanntmachung des Vorstandes über die Altersversorgung in unserem Verbands hat bei allen Kollegen großes Interesse hervorgerufen. Insbesondere haben wir es begrüßt, daß den alten Verbandsveteranen ihre Mitgliedschaft wenigstens in etwa angerechnet wurde. Wenn hier nun Einwendungen auftauchen, so ist das erklärlich, weil meines Erachtens die Anrechnung der Karenzzeit in zu großem Rahmen erfolgt. Um nur ein Beispiel zu nehmen: Derjenige, der in der letzten Dezemberwoche 1901 beigetreten ist, erhält ab 1. Januar 1932 bereits die Unterstützung, derjenige, der 2 Wochen später eingetreten ist, erst im Jahre 1934. Außerdem erhalten die nach dem 1. Januar 1918 beigetretenen Mitglieder gar keine Beiträge angerechnet. Das würde dazu führen, daß jemand, der nach dem Kriege vielleicht mit 45 Jahren unserem Verbands beigetreten ist, heute 56 Jahre alt ist, kaum Aussicht hat, jemals die Altersunterstützung zu erhalten. Oder er müßte bis zu seinem 68. Lebensjahre arbeitsfähig sein. Die Folge davon wäre Verärgerung oder sogar Austritt der älteren Kollegen. Wie können wir demselben begegnen?

Wie ich vorher bereits sagte, ist der Vorschlag des Vorstandes bei der Anrechnung der alten Beiträge auf die Karenzzeit etwas roh. Es muß doch möglich sein, die Klasse A durch eine etwas feinere Gliederung zu beseitigen. Ich schlage deshalb vor, daß man die Vollbeiträge der ersten und zweiten Beitragsklasse, welche vor dem 1. Januar 1927 geklebt sind, mit einem Drittel anrechnet. Das würde sich dann ungefähr mit dem decken, was vom Ausschuss und Zentralvorstand vorgeschlagen wurde und somit würden die Härten für die später eingetretenen Kollegen wegfallen. Wir würden dann allen Kollegen gerecht werden, so daß dann kein Grund zu irgendeiner Verärgerung vorliegt.

Dieser mein Vorschlag wurde in zwei Versammlungen unserer Verwaltungsstelle Mülheim (Ruhr) nach einer längeren Aussprache gutgeheißen. Die Versammlung erhebt diesen meinen Vorschlag zum Antrag und hofft, daß die Verbandsgeneralversammlung die Ziffer 5 des Vorschlages des Vorstandes dahin umändert. Meines Dafürhaltens ist diese Umänderung tragbar. Sollte es jedoch nicht durchführbar sein, so könnten wir eventuell eine kleine Reduzierung der Sätze mit in den Kauf nehmen.

F. Fischer, Mülheim (Ruhr).

Und dann die Bayern

Wer von uns Mitgliedern unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes hätte sich nicht gestreut über den Vorschlag unseres Vorstandes in der Verbandszeitung, daß doch endlich einmal eine Beihilfe für alte oder invalide gewordene Kollegen geschaffen ist, so daß sie ruhiger ihren alten Tagen entgegensehen können.

Aber etwas haben wir auszusetzen an dem Entwurf. Es sollen nämlich nach den Vorschlägen allen den Kollegen, die vor dem Jahre 1914 in den Verband eingetreten sind, nur 3 Jahre von der bisherigen Mitgliedschaft als Karenzzeit angerechnet werden, oder mit anderen Worten: sie haben noch 9 Jahre vor sich, bis sie in den Genuß der Invalidenhilfe kommen. Das ist nach meiner und vieler anderer Meinung ungerecht und darf unter keinen Umständen zur Durchführung kommen. Diese Kollegen, die die meiste Verbandsarbeit geleistet haben und auch den Grundstock zur Inva-

lidenhilfe mitgebildet haben, dürfen nicht leer ausgehen nach 14- bis 15jähriger Mitgliedschaft, denn die meisten von ihnen erreichen die 9 Jahre Karenzzeit eben nicht mehr.

Ich bitte unsere werthe Vorstanderschaft dringend, diese Frage einmal mit ihrem Gewissen vor Gott zu prüfen; ich glaube kaum, daß sie es dann durchführen werden. Weiter hoffe ich, daß auch die Generalversammlung ein Wort mitsprechen wird.

Ihr werdet mir nun entgegenhalten: Ja, mein lieber Kollege, gib du uns die Mittel in die Hand und wir sind gerne bereit, deinen Vorschlag durchzuführen. Es ist mir klar, daß er mit den jetzt gesammelten Mitteln nach dem Vorschlag des Vorstandes mit einer Unterstützung von 42 M monatlich nicht durchgeführt werden kann. Aber, werthe Kollegen, wer von uns hat denn mit monatlich 42 M an der Spitze gerechnet? Niemand. Wir rechneten mit einer Beihilfe von 20—25 M monatlich, und wenn dieser Satz zugrunde gelegt wird, dann bleibt auch für die Kollegen, die vor 1914 eingetreten sind, etwas übrig. Ich glaube kaum, daß die noch älteren Kollegen so egoistisch sind, 42 M zu beanspruchen, und viele, die vor 1914 eingetreten sind und dem Verband nun schon 15 Jahre angehören, sollen leer ausgehen. Ich will mich gar nicht in den Vordergrund stellen, obwohl ich auch einer von denen wäre, die ausrutschen. Man bedenkt auch viel zu wenig, was diese Kollegen vielleicht für den Verband, nicht nur mit ihren Beiträgen, geleistet haben. Der Vorschlag des Vorstandes ist ein Propagandamittel für die Jungen und soll es wohl auch sein, aber die Alten werden abgestoßen.

Ich bitte euch, schafft etwas Ganzes. Und wenn euch die Mittel dazu noch nicht reichen, dann beschließt in der Generalversammlung entsprechend oder verschiebt die Auszahlung der ersten Unterstützung bis zum 1. Juli 1929, dann werden die Mittel schon reichen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß ich mit meiner Meinung die meisten auf meiner Seite habe.

Also beherzigt meine Ausführungen und schafft einen Ausgleich auch für diese Kollegen, die schon 15 Jahre Mitglied und nun invalid oder dauernd erwerbslos sind.

Vorschlag:

1. Allen vor 1914 in den Verband eingetretenen und nun invaliden Kollegen soll, selbstverständlich, wenn sie ihre Beiträge bisher bezahlt haben, die Unterstützung in ihrer Klasse und Unterstützungsstufe bei der Einführung der Invalidenhilfe zuteil werden.
2. Allen denen, die vor der Inflation, aber vom 1. Januar 1918 an eingetreten sind, müssen die 4 Jahre seit der Inflation als Karenzzeit angerechnet werden.
3. Die Invalidenhilfe soll, solange die Finanzverhältnisse nicht besser sind, nicht über 25 M monatlich betragen und kann später gesteigert werden.
Gg. Brunner, Weiskenburg (Bayern).

Auch die dritte Klasse?

Der von der Verwaltung vorgelegte Entwurf einer Alters- und Invalidenversicherung hat allgemeinen Anklang gefunden. Jedoch möchte ich mir einige kritische Bemerkungen darüber erlauben.

Eine Härte sehe ich darin, daß wir eine ganze Reihe Jubilare und Mitbegründer des Verbandes haben, die mittlerweile invalid geworden sind und von der segensreichen Einrichtung der Altersinvalidenversicherung nicht betroffen werden. Ich meine, für diese alten treuen Seelen, die zum Teil, wie hier bei uns, noch recht lebhaft sich am Verbandsleben beteiligen, müßte etwas getan werden.

Ebenfalls wäre zu erwägen, ob nicht den Kollegen, die 15 Jahre und mehr dem Verbands angehören und invalide oder dauernd arbeitslos wegen hohen Alters werden, ehe sie die Bedingungen des Entwurfs erfüllen können, ob nicht diesen Kollegen ein Teil der Rente zugestimmt werden könnte. Vielleicht wäre da der Vorschlag des Kollegen Rafflenbeul ein gangbarer Weg. Das wären Ausnahmebestimmungen für die Uebergangszeit, die nachher, wenn der Kasten läuft, von selber in Wegfall kämen.

Dann wäre zum dritten zu überlegen, ob wir nicht auch die III. Beitragsklasse an der Altersinvalidenversicherung teilnehmen lassen können. Ohne den Beitragscheuen das Wort reden zu wollen, gibt es doch Kollegen, die in schlimmen Verhältnissen leben und nicht in den hohen Klassen zahlen können. Dadurch braucht der Zug nach den höheren Klassen nicht zu kurz zu kommen. Ein jeder wird, wo es eben zu ermöglichen ist, doch bestrebt sein, durch Beitritt in die höchsten Beitragsklassen sich eine höhere Rente für seine alten Tage zu sichern. Ich würde das befürworten, selbst auf die Gefahr hin, daß wir die Sätze in der I. und II. Klasse etwas ermäßigen müßten.
Peter Pauquet, Köln-Mülheim.

Aus den Betrieben

Die Lage im Saarbergbau

Die Lage im Saarbergbau ist sehr gespannt. Verwaltungsrat und Minister sind gegen Lohnerhöhungen und teilten dieses unter dem 21. Juli den Organisationen mit.

Unser Christlicher Metallarbeiterverband hatte angesichts dieser Antwort seine Vertrauensleute aus den Reihen der technischen Facharbeiter der Saargruben zu größerer Konferenz in Altemwald, Püttlingen und Neunkirchen zusammenberufen, in denen nach reiflicher Aussprache folgende Entschlüsse einstimmig angenommen wurden:

„Die vom Christlichen Metallarbeiterverband einberufene Konferenz der Handwerker, Heizer und Maschinisten der Saargruben nimmt Stellung zu der durch das Verhalten der Grubenverwaltung geschaffenen Lage.

Die Versammelten stehen auf dem Standpunkt, daß insbesondere durch die gestiegene Arbeitsleistung eine angemessene Lohnerhöhung von der Bergverwaltung getragen werden kann. Die Konferenz stellt fest, daß die Kopfleistung der Belegschaft gegenüber dem Jahre 1927 um über 8 Prozent und gegenüber dem Jahre 1926 um rund 16 Proz. gestiegen ist.

Trotzdem die Belegschaftsziffer um mehr wie 10 000 Mann in dieser Zeit verringert wurde, ist die geförderte Kohlenmenge bedeutend höher wie in den letzten Jahren.

Bei den Massenentlassungen im Frühjahr dieses Jahres wurde das technische Personal sehr stark betroffen, trotzdem durch die vorhergehenden vielen Verlegungen das Werkstattpersonal usw. bereits bedeutend verringert war. Die Anforderungen, welche dieserhalb bei gesteigerter Fördermenge an die Handwerker, Heizer und Maschinisten gestellt werden, sind ungleich höher als in der zurückliegenden Zeit. Dieser Tatsache muß bei der kommenden Lohnregelung Rechnung getragen werden, daß neben der allgemeinen Lohnerhöhung eine volle Angleichung der Löhne an die Verdienste der Kohlenhauer durchgeführt wird.

Die Konferenz beauftragt die Bezirksleitung, in Verbindung mit den übrigen Tariforganisationen die Regierungskommission erneut auf den Ernst der durch das Verhalten der Bergwerksdirektion und des Verwaltungsrates der Saargruben in Paris herbeigeführten ernststen Lage hinzuweisen und um ihre Vermittlung zu ersuchen.

Sollte die Bergverwaltung auch dann auf vollständiger Ablehnung der Lohnerhöhung bestehen bleiben, so muß sie die Verantwortung für die durch die Arbeitseinstellung für die Saarländische Wirtschaft entstehenden Folgen tragen.“

Mit als Folge der energischen gewerkschaftlichen Haltung lud die Regierungskommission zu einer Besprechung ein. In dieser Besprechung wurde von den einzelnen Vertretern die gesamte Lage nach jeder Richtung hin beleuchtet. Vor allem wurde der Regierungskommission zu Gemüte geführt, daß die Gleichstellung der Saarbeamten mit denen des Reiches ja ausschließlich auf Kosten der arbeitstätigen Bevölkerung (es sind dies 4 Fünftel der Saargebietsbewohner) erfolgt und diese Arbeiter-

schaft sich mit Recht weigert, bei ihren jetzigen unzureichenden Löhnen sich weiter zu bescheiden.

Die Regierungskommission erklärte nun, erst einmal unter sich die Situation zu besprechen, um dann weitere Schritte zu versuchen. Sollten die Bemühungen erfolglos sein, so dürfte das gesamte Saargebiet, da eine Lohnbewegung im Saarbergbau automatisch zur Stilllegung auch der fast ausschließlich Saarkohle verbrauchenden Schwerindustrie führt, vor einer Belastungsprobe stehen, welche einen glatten Zusammenbruch des Gebietes bedeutet.

Es ist selbstverständlich, daß die Organisationen alles tun werden, um der gerechten Arbeitersache zum Erfolg zu verhelfen, aber die Arbeiterschaft muß auch gewerkschaftlich ihre Schlüsse daraus ziehen.

(c-k.)

Das Leben im Elektrogewerbe

Am 17. 7. fand in Essen eine öffentliche Elektrikerversammlung statt. Kollege Gröne eröffnete dieselbe und hieß die Erschienenen herzlich willkommen. Besonders begrüßte er den Referenten, Kollegen Kosik (Dortmund), welcher über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Elektroindustrie sprach. Im Anfang seines Vortrages erwähnte er die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterschaft, insbesondere der Elektromonteurs. Es herrsche eine große Unzufriedenheit, die aber nur auf die niedrigen Löhne zurückzuführen sei. Ferner wäre die Arbeit gegenüber der Arbeit von früher bis auf das letzte intensiviert worden. Außerdem wolle man den Arbeiter höchstens noch bis zum 45. oder 50. Jahre im Berufe tätig sein lassen. Kollege Kosik wies darauf hin, daß gerade im Elektrofach die Technik große Fortschritte gemacht habe. Daß dieselben aber fast ausschließlich durch die Hand der Arbeiter möglich waren, das würde nicht beachtet.

Leider, so betonte der Redner, seien die Kollegen an ihrem Elend zum größten Teil selbst schuld. Sie wären zu schlecht organisiert. Denn ein Stundenlohn von 97 Pfg. sei doch für einen Elektromonteur zu wenig gegenüber den anderen Handwerkern. Der Elektroberuf stelle doch von allen Handwerksberufen die größten Anforderungen theoretisch wie praktisch an die Monteure. Zum Schluß seiner Rede betonte er nochmals, daß die Elektriker nur ihre wirtschaftlichen Verhältnisse verbessern könnten durch die stärkste Organisation und forderte alle anwesenden Unorganisierten auf, dem Verbands beizutreten.

Der lebhafteste Beifall zeugte von der eindrucksvollen Rede des Kollegen Kosik. Von den Diskussionsrednern wurden noch Mißstände aus ihrer Tätigkeit vorgebracht, die darauf hinausliefen, nur die Organisation kann uns helfen. Gegen 9,15 Uhr wurde die gutbesuchte Versammlung geschlossen.

Reufels, Essen.

Der Bauernkönig

Von Otto von Schaching.

VII

Beim Deiningen Tor in Nördlingen stand, schuschüchtig wartend, Meister Toll, der Schuhmacher. Lebhaftige Ungeduld verzehrte ihn, und fast unablässig hielt er den Blick auf die Straße gerichtet, die von der Reichsstadt aus nach Deiningen sich zog.

„Siehst du noch nichts?“ fragte plötzlich eine Stimme neben ihm. Sie gehörte einem Bürger, der soeben eiligen Schrittes aus der Stadt gekommen war. Ohne sich umzuschauen, versetzte Toll:

„Noch nichts, Wörner. Und's wär' doch schon an der Zeit, daß er zurückkäm'. Mich bedünkt dies kein gut Zeichen. Wenn die Bauern mit mittun, ist unsere Sach' verloren.“

„Sorg' dich nit, Toll, die Bauern tun mit, drauf trau' ich mit meinen Kopf zu wetten. Sie müssen, denn es ist ihnen wohl wissend, daß sie ohne uns ebenso wenig vermögen, als wir ohne sie.“

Raum hatte Wörner geendet, als Toll rief:

„Er kommt! Er kommt! Siehst du, dort?“

„Ja, ja, er ist's. Wir wollen ihm entgegengehen! Ich halt's vor Neugierde nimmer aus.“

Auf der Landstraße sprengte ein Reiter einher; er war es, der das Augenmerk der beiden auf sich gelenkt hatte. Und nun schritten sie selber ihm entgegen.

Der Reiter hielt sein Tier vor ihnen; der Glaser Fend war's, der auf dem Rücken des Rosses saß.

„Bringst du keine gute Zeitung?“ forschte Toll, dem der Ernst in Fends Gesicht auffiel.

Der Gefragte zuckte die Achseln.

„Es ist ein böser Handel, Freunde,“ antwortete er, indem er sein Tier in langsamen Gang brachte, während Toll und Wörner daneben einherschritten. „Die Bauern zu Deining sind schlecht bewaffnet, er mangelt allen Geschüzes, viele sind ohn' Harnisch und rechte Wehr. Sie sagen, wenn wir Nördlinger als Biederleut' an ihnen tun wollen, so müßten wir ihnen Pulver, Geschüsz und Proviant schicken. Dann kämen sie uns in unserem Fürnehmen zu helfen.“

„Pulver und Proviant, auch kleine und große Wehr mögen wir ihnen

wohl beschaffen; aber das Geschüsz liegt im Zeughaus und mag nur durch Gewalt herausgebracht werden,“ meinte Toll.

„Gut, so brauchen wir Gewalt,“ erklärte Wörner, ein bei der Nördlinger Bürgererschaft wegen seiner Berwegenheit bekannter Geselle, seines Zeichens ein Büchsenmacher.

Jetzt nahm ein dunkler Lorbogen die drei Bürger auf; gleich hernach sahen sie sich innerhalb der Wälle Nördlingens. Hier trennten sie sich mit dem Versprechen, zu abendlicher Stunde in Fends Hause die Beratung gemeinschaftlich mit den übrigen Gesinnungsgenossen fortzusetzen.



Als Meister Toll in seinem Hause ankam, fand er dort einen unlieben Besuch seiner warten.

„Erlinger, Ihr seid's?“ rief der Schuster, dem auf einmal sein schlecht Gewissen einen tüchtigen Stoß gab.

„Ja, ich bin's, Meister Toll. Möcht' gern ein ernst Wörtlein mit Euch reden und Euch fragen, auf welche Weise Ihr mir die hundert Gulden zurückzugeben gedenkt, so Ihr von mir seit langem geliehen habt. Ich bin nit willens, einem Mann von Eurer Art mein gut Geld bei heutigem bösem Käufsten länger zu lassen. Euer Geselle Konrad hat mir zu

„Ställe“ als Wohnungen

Das Problem der Werkswohnungen ist bei manchen Firmen ein sehr trauriges Kapitel, weil diese Wohnungen dazu benutzt werden, die Arbeiter zu schikanieren und zu drangsaliieren. So auch bei der Firma Theob. Pfeiffer (Ohler Eisenwerk), Ohle. Vor einiger Zeit wurde eine Familie von 7 Personen auf die Straße gesetzt, obschon die Firma noch andere Wohnungen frei hatte. Der Arbeiter muß eben fühlen, daß er Knecht ist. Jeder Staatsbürger hat auf Grund der Deutschen Reichsverfassung ein Anrecht auf eine gesunde Wohnung. Dieser Rechtsanspruch wird nur keinem Arbeiter eingeräumt, welcher eine Werkswohnung inne hat. Derselbe muß sich auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen mit einer Notwohnung zufrieden geben. Daß Notwohnungen zur Verfügung gestellt werden, ist selbstverständlich; so auch im vorliegenden Falle. Es wurden 7 Personen in zwei kleinen erbärmlichen Dachstübchen untergebracht.

Dem Herrn Pfeiffer ist ja auch allem Anschein nach gleich, wie es den Arbeitern geht, wenn er nicht mehr über deren Kräfte verfügen kann. Was schert uns Eitelkeit und Gesundheit der Familie; die Hauptsache ist, daß man dem Arbeiter seinen Willen und Stempel aufdrückt. Wäre es vielleicht nicht angebracht, wenn die Regierung solch einer Willkür mal die notwendigen Schranken setzte? Auch die Arbeiter, welche aus diesen oder jenen Gründen mal ihre Arbeit wechseln, können nicht vogelfrei sein, sondern auch für deren Schutz muß Sorge getragen werden. Der gesamten Arbeiterschaft aber rufen wir zu: Eorag für einen starken Christlichen Metallarbeiterverband, weil der gewillt ist, das Los der Arbeiterschaft zu bessern!

Arbeitgeberjyndizi als Sachwalter des Werkvereins!

Durch Vereinbarung vor dem Schlichter in Dortmund verzichteten die Arbeitgeber des Volmetals auf die von ihnen gegründeten Werkvereine. Jedoch ist ein Teil der Firmen vorhanden, die auf diese wunderbare Einrichtung nicht verzichten wollen und nach wie vor versuchen, diese Gebilde im Interesse der Firmen zu erhalten. Zu diesen Firmen gehört auch die Firma E. Kuhbier u. Sohn, Dahlebrück.

Den Segen hat die Arbeiterschaft bei dieser Firma seit nunmehr zwei Jahren bitter empfunden, findet aber nicht den Mut, sich gegen diese Dinge zur Wehr zu setzen. Alle Versuche der Gewerkschaften, eine Besserung in der Lage der Belegschaft durchzuführen, scheiterten.

Um in der Arbeiterschaft bei der Firma Eingang zu finden, wurden neutrale Einladungen verteilt, um so die Leute zur Versammlung zu bekommen. Dieses Vorgehen unsererseits ruft nunmehr den Arbeitgeberverband auf den Plan, um zu verhindern, daß ihm die „Echäschen“ aus dem Werkverein fortlaufen. Seinem Schmerz verleiht er durch folgendes Schreiben Ausdruck, das der Öffentlichkeit als Dokument nicht vorenthalten werden darf. Ob die in Deutschland herrschende tropische Hitze der letzten Tage eine unliebsame Einwirkung bei der Abfassung des Schreibens ausgeübt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Wissen getan, daß Ihr einer von den Kortgeistern seid, die groß Auftruh und erbärmlich Greuelwesen predigen. Ihr habt lestlich Euren Gefellen nach Appetshofen gesandt mit Echmähdüchlein, in denen zu lesen, daß die Bauernschaft allen, Geistlichkeit, hoch und nieder, alles nehmen soll, was sie hant, und sie erschlagen und erwürgen soll.“

Meister Toll öffnete den Mund zu einer Gegengrede. Der Bauernkönig ließ ihn nicht zu Worte gelangen.

„Laßt gut sein, Meister, und müht Euch mit. Eure Red' gilt mir nichts mehr, seit ich Euch besser kennen gelernt hab' und seit ich weiß, daß Ihr ein Aufwiegler seid im Namen des Evangeliums. Eorag, daß ich in vier Wochen mein' Geld hab'. Ioust ist der Schuldraum auch für Euch da.“

Dies und nicht mehr sprach der erzürnte Bauer; dann verließ er des Schusters Haus. Meister Toll sah ihm wie betäubt nach; er war auf diesen Auftritt schon längst vorbereitet, denn seitdem sein Gefelle von Appetshofen zurückgekehrt war, hatte Toll schier täglich die Ankunft seines Gtäubigers erwartet. Und jetzt war er dagewesen, jetzt mußte Toll, was ihm bevorstand: das Lochgefängnis unterm Rathaus, wohin man säumige Schuldner einzutun pflegte. Aber Toll gab seine Sache darum noch keineswegs verloren, weil ihn sein Hauptgläubiger drängte. Wozu waren denn die Freunde da, die mächtige Volkspartei, die sich nur zum entscheidenden und raschen Handeln zu erheben brauchte, und eine neue Ordnung der Dinge wurde geschaffen. Und draußen in Deiningen lagerten die Bauern, die würden im Verein mit der Bürgerschaft Nördlingens schon sorgen, daß in Stadt und Land die Uebermacht der Reichen und Besitzenden gebrochen und eine Republik im Ries gebildet würde, wo die Gleichheit der Stände der leitende Grundgedanke der Verfassung wäre.

An diese Hoffnung klammerte sich Meister Toll jetzt frampshafter denn je, sie war noch sein einziger Rettungsanker. Die nächsten Tage schon sollten, so lag es in der Absicht der Verschworenen, den Entscheid herbeiführen; keiner von ihnen zweifelte an dem Gelingen der Bürger- und Bauernsache, keiner von ihnen scheute vor den äußersten Gewaltmitteln zurück.

Es wenig bemühten sich die Parteigänger Fende, der eigentlich das Haupt und der Mittelpunkt aller unzufriedenen und auf den Umsturz rechnenden Elemente in Nördlingen war, ihre Ziele zu verbergen, daß durch das ganze Ries bereits die Gerüchte von einer bevorstehenden Erhebung in der Reichsstadt flatterten. In aller Mund konnte man die

„Echäsmühle, den 19. Juli 1928.“

Herrn Gewerkschaftssekretär Emil Fischer,

Lüdenscheid.

An die Belegschaft der Firma E. Kuhbier u. Sohn sind am 14. Juli gedruckte Zettel verteilt worden, auf welchen zu einer Betriebsversammlung der Firma am 15. Juli aufgefordert wurde. Unterzeichnet waren diese Zettel mit „Die Einberufer“. Da Sie diese Betriebsversammlung geleitet haben, gehen wir nicht fehl in der Annahme, daß Sie auch zu den „Einberufern“ gehören.

Wir hatten bisher angenommen, daß Sie, wenn Sie zu einer Werbeversammlung zur Gewinnung von Mitgliedern die Arbeiterschaft auffordern würden, dieses offen betreiben würden. Leider müssen wir feststellen, daß wir unsere Ansicht ändern müssen, da Sie nunmehr sich unlaute Mittel zu bedienen scheinen. Daß Sie bei Ihrer langjährigen, oft betonten Betätigung auf dem Gebiete des Arbeitsrechts die wichtigsten Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes nicht kennen sollten, wagen wir nicht zu unterstellen. Unverständlich ist uns daher, daß Sie sich trotzdem Befugnisse aneignen, die ausdrücklich durch das Gesetz den Organen der Betriebsvertretung vorbehalten sind.

Wir hoffen, daß unsere Darlegung genügen wird, Sie darauf hinzuweisen, daß die gesetzlichen Bestimmungen auch für Sie gelten, gez. Fabrikantenverein für Echäsmühle und Umgegend.

Mertens.“

Wer lacht da? Kommentar überflüssig.

Fischer.

Unsehrliche Erfolge bei den diesjährigen Betriebsratswahlen

Durch praktische Aufklärungsarbeit und selbstbewusstes Handeln der Vertrauensleute konnten in den Oberschlesischen Kesselwerken Meyer, Gleiwitz, die Anzahl der Betriebsräte von 2 auf 4 erhöht werden. In den Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken, Abteilung Drahtwerke Gleiwitz, mußte die im Monat Februar 1928 bereits getätigte Wahl zufolge Verstoß gegen die Wahlordnung noch einmal vorgenommen werden. Im Monat Februar erhielten wir 322 Stimmen, gleich 2 Sitze, bei der jetzigen Neuwahl 440 Stimmen, gleich 3 Betriebsräte. Das ergibt einen Stimmenzuwachs von 26 Proz. In dem Eisenwerk Herminenhütte Laband wurden ebenfalls 2 Vorschlagslisten eingereicht. Bei dieser Wahl war es dem Christlichen Metallarbeiterverband möglich, alle 8 Betriebsräte und den Ergänzungsmann zu bekommen, während der Gewerksverein H.-D. mit seinen 30 Stimmen leer ausging. Im Nickelwerk Laband wurde nur eine Liste durch uns eingereicht, weshalb wir auch hier alle 6 Betriebsräte und den Ergänzungsmann erhielten. Eine unrühmliche Ausnahme macht das Stahlröhrenwerk Gleiwitz; daselbst besteht seit dem Jahre 1924 kein Betriebsrat. Unseren Bemühungen, auch dort eine Betriebsratswahl herbeizuführen, setzt die Direktion erheblichen Widerstand entgegen. Es besteht jedoch Aussicht, in diesem Jahr die Wahl durchführen zu können. Die Arbeiterschaft wird sich aber selbst auch mehr rühren müssen.

Gorzawski.

Behauptung finden, die weigigen Bauern bei Deiningen hätten sich mit den Nördlinger Tuchmachern und deren Freunden verbunden, um die Herrschaft der Rathauspartei zu stürzen.

Natürlich war dieses Gerücht auch zu den Ohren des Bauernkönigs von Appetshofen gelangt. Sowohl diese Nachricht, wie auch das in seinen Augen verabscheuungswürdige Verhalten des Meisters Toll hatten Erlinger heute veranlaßt, nach Nördlingen zu gehen, um dem Tuchmacher zu künden, wessen er sich von nun an zu versehen habe.

Vom Hause Tolls weg hatte sich der Bauernkönig auf den Marktplatz verfügt, in der Absicht, dort noch manches mit Bezug auf die bevorstehenden Ereignisse zu erfahren und die Stimmung der Bürger auszuhorchen. Ein ihm bekannter Tuchmacher teilte ihm mit, daß die Bauernschaft zu Deiningen dem in seiner Wohnung gefänglich verstrickten Dürgermeister Forner bare tausend Gulden und eine gute Besoldung versprochen hätte, wenn er ihrer Sache ein Hauptmann werden wolle.

Indem Erlinger noch im Gespräch mit dem Manne begriffen war, gingen einige Leute vorüber, aus deren laut geführten Reden zu entnehmen war, daß sie soeben aus dem Bauernlager von Deiningen zurückkamen. Das ungewohnte Schauspiel pflegte täglich Scharen von Bürgern anzuziehen, die der Bauern Wesen und Handlung besehen und nebenbei mit ihnen zechen wollten.

„Wie fährt's im Lager?“ redete der Tuchmacher, seine Unterhaltung mit Erlinger unterbrechend, die Leute an.

„Das Jöbinger Köhnelein ist diesen Morgen gen Appetshofen gezogen. Wir haben ihm eine Streck' weit das Geleit gegeben, sonst gibt's nichts Neues.“ rief einer von den Leuten zurück.

„Nun, habt Ihr's gehört, Erlinger?“ sagte der Tuchmacher zu dem Bauernkönig, den diese unerwartete Neuigkeit nicht wenig in Aufregung versetzte. Erlinger kürzte das Gespräch mit dem Manne ab.

„Gebabt Euch wohl,“ sagte er, „ich muß mich schleunigst auf den Weg machen.“

Und der Bauernkönig schritt mit seinen langen Füßen aus, als trüg' er so was wie Siebenmeilenstiefel. Die Besorgnis trieb ihn vorwärts; denn er verhehlte sich nicht, daß die Jöbinger Bauern es hauptsächlich auf ihn abgesehen hatten. Weil ihnen nun alle Echelmerei und Arglist zuzutrauen war, so wollte Erlinger so schnell als möglich eingelangen, um die Seinigen und seine Habe nach Kräften zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderelend und Gewerkschaftsbewegung

Waren das nicht grauenvolle Bilder, die jedes Mutterherz durchschneiden mußten, welche wir in der vorigen Frauenbeilage unseres Organs aus den Blütentagen des Frühkapitalismus in England aufzeichnen mußten. Vielleicht ist von den ungeheuren Schandtatzen auf Körper und Seele der Kinder nur ein ganz geringer Bruchteil zu Ohren der englischen staatlichen Untersuchungskommissionen der Jahre 1810—1880 gedrungen. Hunderttausende von Schreien gequälter Kinder verhallten ungehört in der Nacht.

Nun mag man sich sagen: Ja, das war in England möglich, aber in Deutschland, wo man früher so viel auf christliches Empfinden gab, waren solche Verhältnisse nicht möglich. Aber wir müssen leider uns durch die Geschichte belehren lassen, daß die Lage der Kinder in den industriellen Gebieten Deutschlands fast genau so war, wie in England auch. Die Gerechtigkeit gebietet jedoch zu sagen, daß zwar die erbärmlichen Mißhandlungen nicht so zahlreich waren, aber andererseits dürfen wir auch nicht vergessen, daß in Preußen-Deutschland die eingesetzten Untersuchungskommissionen wesentlich langsamer und auch wohl undurchsichtiger arbeiteten als in England.

Die Kinderarbeit im westlichen Teile Preußens hatte eine bedeutende Schwächung des Heeresnachwuchses zur Folge. Der König Friedrich Wilhelm III. sah sich daher am 12. Mai 1828 zu folgender Kabinettsordre veranlaßt:

„Ich kann ein solches Verfahren um so weniger billigen, als dadurch die physische Ausbildung der zarten Jugend unterdrückt wird und zu besorgen ist, daß in den Fabrikgegenden die künftige Generation noch schwächer und verkrüppelter werden wird, als es die jetzige schon sein soll. Daher trage ich Ihnen auf, in nähere Erwägung zu nehmen, durch welche Maßregel jenen Verfahren kräftig entgegengewirkt werden kann, und sodann an mich zu berichten.“

Welch einen fürchterlichen Raubbau muß man mit den Kindern getrieben haben, wenn solche Folgen eintraten. In der Textilindustrie, Tabakindustrie, ja selbst in Walzwerken wurden Tausende von Kindern von 10 Jahren bis herunter zu drei Jahren zu Tag- und Nachtarbeit von 10, 12 ja selbst 14 Stunden beschäftigt.

Ein umfassenderes Bild mag zeigen, welchen Verhältnissen diese Kinder ausgesetzt waren. In einem Bericht von 1823 aus einem rheinischen Ort, dessen Bürgermeister zugleich Besitzer von 2 Spinnereien war, heißt es, daß in einer Fabrik am Tage 96, die Nacht 63 Kinder, in der anderen bei Tage 95 und in der Nacht 80 Kinder beschäftigt wurden. Das Alter schwankte zwischen 5—10 Jahren. Die Nacht- und Tagesarbeitszeit betrug durchschnittlich 11 Stunden. Der Durchschnittsverdienst pro Tag rund 20 Pfg. Die Not unter der Arbeiterbevölkerung war aber so groß, daß entfernt wohnende Eltern ihre Kinder bei anderen Leuten in der Nähe der Fabrik in Pflege gaben, um so von den Kindern pro Tag wenigstens noch einen Gewinn von 5 oder 6 Pfg. zu haben.

Genau so ungünstig war es in der Kleinmetallindustrie vor allem des Kreises Iserlohn. Durchschnittlich vom sechsten Jahre an mußten die Kinder 12 Stunden in verpesteten, dumpfen Löchern arbeiten. Schwerste Erkrankungen der jungen Leibesorgane war die Folge. Chronische Vergiftung durch den grünspanhaltigen Feilstaub; in den Nadelfabriken Brust- und Lungenleiden deshalb, weil die Kinder in luftdicht abgeschlossenen Räumen arbeiten mußten, um das Anlaufen der Nadeln zu verhüten.

Im Siegerländer Bezirk wurden im Grubenbau, Poch- und Walzwerken sechs bis zehnjährige Kinder 8—12 Stunden beschäftigt.

Nun stelle man sich diese Kinder vor: Bleiche Gesichter, matte entzündete Augen, aufgeschwollene Leiber, aufgedunsene Gesichter, aufgetriebene Lippen und Nasenflügel, Drüsenschwellungen am Halse, böse Hautausschläge. So redet der Regierungsbericht und er hat sicherlich nicht übertrieben.

Und dann die Hauswirtschaft und Familienpflege. Männer, Frauen und Kinder mußten in die Fabrik. Ein Neugeborener hatte kaum etwas Pflege. 40 Prozent der Neugeborenen starben in den Industriebezirken vor Vollendung des ersten Lebensjahres. Die verheirateten Arbeiterinnen, von der Arbeit erschöpft, konnten ihre Kinder nicht genügend ernähren. Das arme Wurm schrie; man gab ihm, damit es still sein sollte, — Alkohol. So konnte der merkwürdige Zustand eintreten, daß zur Zeit allgemeiner Arbeitslosigkeit und Not in der Textilindustrie während des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1863/64), als die Baumwollzufuhr nach Deutschland unterblieb nach ärztlicher Aussage die Kindersterblichkeit abnahm. Der Stillstand der Produktion hatte den gehetzten Müttern wenigstens für einige Zeit die Kinder zurückgegeben. Erst im Jahre 1838 brachte eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. in bezug auf die Beschäftigung schulpflichtiger Kinder eine Aenderung.

Und heute? Wie froh und heiter kann doch heute durchweg das Arbeiterkind durch sein erstes Jahrzehnt schreiten; sicher, manches bleibt auch da noch zu bessern, wir denken vor allem an die Wohnungsverhältnisse. Aber ist das doch nicht ein Himmel auf Erden gegenüber den Ärmsten, die vor zwei bis drei Menschenaltern Tag um Tag und Nacht um Nacht ihre Kleinkinderkräfte in den Dienst des Kapitalismus stellen mußten.

Und nun, liebe Leserin, stelle dir vor, es gäbe heute keine Gewerkschaftsbewegung, keinen Verband; glaubst du, es sei wesentlich besser als damals? Erst der Verband, worin auch dein Mann sich betätigt, schützt deine Kinder und dein Haus. Weißt du nun, warum du lebhafteren Anteil nehmen mußt am Leben unseres Verbandes und warum du vor allem deinen Mann eifernd mußt, immer im Verband seine Pflicht zu tun? Es geht um die Zukunft deiner Kinder.

G. W.



Ludwig Richter

Friedvolle Kinderzeit

Blumen als Zimmerschmuck

Die Japaner wissen wohl, warum sie die Kunst der Blumenanordnung zu einem Pflichtfache der Erziehung der gebildeten Frau gemacht haben. Kein Schmuck des Heims kann an Reiz mit der lebendigen Blume wetteifern, die die Schönheit der Natur in unsere Wohnkultur hineinträgt und mit ihr vermählt. Und dennoch: während hier eine Blumenanordnung uns wie eine Offenbarung reiner Schönheit beglückt, kann es im anderen Falle vorkommen, daß Blumen fremd, kleinlich, zuweilen beinahe komisch wirken.

Vielerlei Umstände sind zu berücksichtigen, wenn man bei der Verwendung der Blume als Zimmerschmuck die erwünschte Wirkung erzielen will. In erster Linie ist zu beachten, daß gewisse Blumen nur gesellschaftlich, andere aber nur in Einzeleremplaren zu verwenden sind. Zur ersten Klasse gehört z. B. die Tulpe. Verwendet man diese Blume mit ihren prachtvollen Farben in größeren Mengen, so bildet der Strauß zusammen einen Farbensafford von außerordentlicher Kraft und Reinheit, der einen ganzen Raum beherrschen kann. Stellt man hingegen nur wenige Tulpen in einem Glase zusammen, so hängen ihre energischen Farbentöne gleichsam ungestülzt in der Luft und wirken daher laut und launenhaft. Andere Pflanzen, die nur in gewissen Mengen zusammen zu verwenden sind, sind z. B. das Veilchen, das einzeln viel zu bescheiden ist, um eine Wirkung ausüben zu können, der Goldlack, dessen Wirkung allein in der Vereinigung einer größeren Zahl der schönen goldbraun leuchtenden Blumen liegt, schließlich auch die bescheidene Reseda. Dagegen sollten die Stengel etwa des Treibhausfleders, der Calla, der Lilie, der Gladiole immer nur in wenigen Exemplaren verwendet werden, da es bei diesen Blumen darauf ankommt, die individuelle Linie, das besondere, oft von feinsten Schönheit erfüllte Wachstum der Einzelpflanze zur Wirkung zu bringen. Die Rose steht in der Mitte. Wohl kann ein dichtes Beet von dunkelglühenden Rosen von prächtigster Schimmerwirkung sein, aber langstielige Rosen wird man doch immer ganz individuell zu behandeln und nur in ganz wenigen gewählten Exemplaren zusammenzustellen haben.

Es gehört aber ein Glas mit wenigen langstieligen Rosen an eine ganz andere Stelle, wie eine Schale, die mit Rosen dicht gefüllt ist; und hier kommen wir auf die Frage, wo die Blumendekoration in jedem Falle ihren richtigen Platz findet. Ein großer Tulpen- oder Rosenstrauß mit seinen starken Farbentönen und seiner energischen Gesamtwirkung gehört an einen beherrschenden Platz; er soll das ganze Zimmer durchleuchten, erwärmen. Ein Glas mit einem schlanken Fliederzweige aber oder mit ein paar langstieligen Rosen wird an einem intimeren Plätzchen seine Stätte finden müssen: auf einem Schreibtische etwa, oder auf dem Tischchen in der Nähe betrachtet und in allen Einzelheiten liebevoll genossen zu wer-

den, während große Schalen oder topfartige Vasen, die mit Blumen dicht gefüllt sind, auf Fern- und Gesamtwirkung berechnet sind.

Hierbei ist nun auch darauf zu achten, daß man die Blumen unter dem richtigen Gesichtswinkel darstellt. So sollten Goldlack, Veilchen, Reseda, auch Tulpen in der Regel so aufgestellt werden, daß sie der Beschauer von oben herab zu sehen bekommt, weil es vor allem die geschlossene Fläche der gesellschaftlich vereinigten Blumen ist, worin die Hauptschönheit der Anordnung zu suchen ist. Blumen, deren Wirkung vor allem in der Vollendung des Einzel-

exemplares liegt, wie z. B. eine schöne Rose oder eine vollendete Lilie, stellt man am besten in Augenhöhe auf, so daß sie sich ganz darbieten. Will man dagegen Zweige oder Pflanzen zur Geltung bringen, deren Schönheit in der Bewegung ihrer Linie liegt, so ist ein etwas erhöhter Standort zu empfehlen. So wirken z. B. Mimosenzweige, die sich von einem nicht zu hohen Schranke herab dem Auge zeigen, ganz besonders anziehend und schmückend.

Die Anordnung der Blumen im einzelnen erfordert feinsten Takt. Auch wo man größere Mengen derselben Blume zu geschlossenen Massen vereinigt, wäre es ein Fehler, wollte man dieser Vereinigung einfach die Riffenform geben. Die Fläche muß bewegt, freilich nur so leicht bewegt sein, daß sie doch immer Fläche bleibt. Von glücklicher Wirkung ist oft eine leicht gewölbte Anordnung, auch ein staffelförmiger Aufbau wirkt z. B. bei Tulpen vorteilhaft. Eine geschickte Hand vermag dabei die einzelnen Blumen so zu ordnen, daß besonders schön entwickelte Exemplare fast unmerklich herausgestellt werden und inmitten der ganzen Gruppe gleichsam als Häupter und Könige dieser kleinen Pflanzenwelt hervortreten.

Eine ganz eigene Aesthetik hat die Verwendung der Feldblume im Zimmer. Nichts ist schöner, nichts in sich vollendeter als die schlichte Feldblume. Wie kommt es, daß sie im Zimmer so oft ihres Reizes verlustig geht? Es kommt meist daher, daß der Feldblumenstrauß nicht groß genug ist. Die Feldblumen sind bescheidene Geschöpfe, unvergleichlich schön auf ihrem Bette von Wiesengrün, aber sie verlieren sich leicht in der fremden Welt der Wohnkultur, und man muß darum so viele von ihnen zu einem Blumenstrauß vereinigen, daß sie sich in dieser neuen Umgebung als etwas Eigenes zu behaupten vermögen. Der Feldblumenschmuck im Zimmer verlangt ferner eine geschickte Hand, die ihm den Charakter einer gewissen freien, anscheinend ungeordneten Natürlichkeit erhält; er muß einen krassen Gegensatz ins Zimmer bringen, in das sich hier die natürliche Natur in ihrer ganzen Frische einzudrängen scheint.

Wie man sieht, sind viele Fragen auf diesem Gebiet zu erwägen. Aber das Studium der Kunst des Blumenschmuckes im Zimmer lohnt sich: es bereitet denen, die es treiben, und denen, die seine Früchte genießen, gleichviel Freude.



Im Zimmer

Merkgedanken für die junge Ehe

Die wahre Ehe muß täglich neu geschlossen, neu begonnen werden — sie ist ein tägliches neues Vertrauensgeschenk. Unter keinen Umständen erwarte man in der Ehe und von ihr ein jauchzendes, himmelstürmendes Glück — aber ein tiefes, stilles, das dem Kampf entwächst und von Leid und Opfer erhalten wird, so schreibt die tüchtige Ärztin Frau Dr. Emanuelle Meyer in dem empfehlenswerten Buch „Vom Mädchen zur Frau“ (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart).

Konflikte und Krisen sind in der Ehe wie in jeder Lebensgemeinschaft unvermeidlich; sie müssen aber kein Schaden sein, sie sind erzieherisch notwendig, und wie sie aus Wesens- und Denkverschiedenheiten entstehen, so dienen sie andererseits zum Verstehen, zur Klärung, zur gegenseitigen Anpassung. Alles wahre Eheglück ist Kampfprodukt oder Frucht des Leides.

Der Glaube an ein reifloses Ineinanderaufgehen ist poetischem

Denken entstanden, und Liebessehnsucht hat den Traum befruchtet — aber er ist ein Irrtum und eine ewige psychologische Unmöglichkeit, und es ist gut so.

Keiner kann schrankenlos und restlos des anderen Eigentum werden, denn jeder gehört sich selbst nur unbedingt an. Ein Schriftsteller unserer Tage sagte treffend und schön: „Der Mensch ist und bleibt die einsame Majestät, daran ändert auch der Geselligkeitstrieb und das Ergänzungsbedürfnis nichts.“

In der Tat gibt es zwischen Kreatur und Kreatur kein restloses Aufgehen, wie sehr es auch angestrebt wird und wie viele sich darüber hinwegtäuschen — restlos kann der Mensch nur in dem aufgehen, der sein Ursprung ist.

Das Aufgehen ineinander im Sinne der Einverschmelzung ist auch zum Glück nicht nötig — was einer dem anderen zu geben vermag, ist genug, um ihn zu bereichern. Dies unser innerstes Alleinsseinmüssen ist der tiefste Beweis unserer Ewigkeitsbestimmung, zu der die Ehe einer der vielen Wege ist.

Am Verstehenlernen liegt das ganze Eheglück, am guten Willen und im tapferen Verzicht auf das Unmögliche.

Selbst das Kind ist kein absoluter Besitz, es ist eine Anleihe, die schwere Zinsen heischt; ist das Kind dem Wurzelboden des Elternhauses entwachsen — dann erfolgt die Trennung, die oft radikal ist.



Die Netzflickerinnen

Das Ausdenken dieser Wahrheit erspart viel Enttäuschung und verhütet viel Schmerz.

Die Frau versucht mit weiblicher Geschlechtspsyche den Mann in seiner männlichen Eigenart zu verstehen, und der Mann strebt das beim Weibe an — meist mißlingt der Versuch, aber als Persönlichkeiten, als Individuen gleicher Menschenwertung kommen sie sich in gleichen ewigen Zielen entgegen.

Großzügigkeit und Ruhe sind zwei wichtige Eigenschaften für die junge Frau! Um alles nicht kleinlich, nicht enge, nicht nörgelnd! Ruhe und Stillesein, Denken und Schweigen, Verarbeitenkönnen innerlich und Wachsen Tag um Tag — das ist die Hochschule der Würde und Seelengröße!

Die Alten machten das Schweigen zur Gottheit, weil sie in demselben alle Größe, alle Göttlichkeit und Unendlichkeit fanden, den „Ozean und die Quelle der Gottheit“!

Festigkeit in der Weltanschauung, in Verfolgung der großen letzten Menschenziele und der Wegrichtung schließt alle Vernunft des Lebens in sich.

Es gibt ein Wort, das zwei Welten trennt und Abgründe schafft, ein Wort des Nutes am Scheideweg, ein Wort, das Charakter ist, ein Wort, das weibliche Schwäche zur Kraft erhebt, ein Wort, das Alpha und Omega der Sittenlehre umfaßt, es heißt: possum! ich kann und ich will!

Das Weib wird von der Mitwelt genau so hoch eingewertet, als es selbst sich schätzt und wertet.

Am Altare des häuslichen Heiligtums Priesterin sein ist Großes, das heilige Feuer nicht erlöschen lassen Größeres; größer als beides ist: Opfer zu sein auf diesem Altare!

Und nun nochmals der Rest und das restlose Aufgehen! Könnten wir's auch — ein gütiger Genius müßte es im Interesse des Glückes verhüten; restlos aufgehen wollen heißt alles geben wollen, aber das Leben ist lang und der Weg ist öde — sparen wir unseren Vorrat — er muß ausreichen! Ausreichen die Liebe, das Opfer, der Glaube, das hoffende treue Hingeben — bis zum Letzten darf unser Letztes nicht gegeben werden; die alles auf einmal geben, wandern bankerott durchs Leben. Der Rest ist ein allmächtiges Mittel der Frau! In der Stunde, in der wir aufhören, uns weiterzubilden, weiterzuerziehen, weiterzulernen, weiterzuarbeiten, fangen wir in Wahrheit an zu sterben, denn Stagnation ist Tod und Stillstand.

Wir müssen die eigenen Fehler sehen und mutig ertragen, und wir müssen des Gatten Fehler sehen, sonst hätten wir keine Möglichkeit einer Entwicklung der Ehe zur höchsten Glücksform. Die Fehler einander blind übersehen ist ein Fehler und ein Unrecht — sie sehen, ansehen und abschleifen heißt ihren Wert zur Eheerziehung unwürdigen!

Emanuele Meyer.

Eine Historie vom bösen Feind

Es werden wohl schon dreihundert Jahre her sein. Da pflügte an einem schönen Frühlingstage ein Bauer hart an der Heerstraße, die von Geldern kommt, seinen Acker. War das ein Morgen! Frau Sonne beschaute sich in den glitzernden Taupropfen, wie schön sie sei, und tat sehr eitel und wendete sich hierhin und dorthin. Und die Gräser und die Blumen nickten sich zu, und selbst die alte Eiche, die allein an der Wegscheide stand, wollte anfangen zu lächeln vor neuer Lust, wenn sie in den blauen Himmel hineinblickte.

Der Landmann aber sah nichts von der Frühlingspracht. Er stampfte hinter seinen Pferden drein, die schnaubend die scharfe Schneide durch die schwarze Erde zogen und lenkte den Pflugsterz. Auf einmal stand der Pflug und wollte nicht mehr rückwärts und vorwärts. Und die Schneide tönte, wie wenn man mit einem Kieselstein über Glas fährt. Der Bauer rief: „Hüh, hott!“ Die Pferde zogen und rissen und stemmten sich. Aber der Pflug stand so fest wie die Burg von Rempen und kam nicht vom Fleck. Gerade wollte der Bauer den Mund aufstun, um zu fluchen, da bröckelte die Erde los, die Furchen hoben sich, und eine große Truhe mit eisernen Bändern schwebte herauf. Da stand sie. Der Eichendeckel klappte langsam und schwer auf, denn er war sehr dick. Und da lagen Hauf bei Hauf echte, geprägte Dukaten und goldene Ringe und silberne Ketten und viele, viele blaue Saler, die noch kein Jude in der Hand gehabt, so rein und unbeschnitten waren sie. Der Bauer schlug die Hände vor Verwunderung zusammen und schaute und schaute, und es wollten ihm schier die Sinne vergehen vor lauter Herrlichkeit. Er fuhr ganz vorsichtig mit dem Finger darüber, wie ein Kind über die Weihnachtskuchen, und wollte gar nicht glauben, daß alles echt war. Er dachte, von all dem Schatz läßt du die Kirche drüben auf dem Berge wieder aufbauen; die seit dem großen Kriege verödet liegt. Dann sollen die Schläge der Zimmermänner ertönen, und auf der Landstraße sollen die schweren Bauernwagen ziehen, hoch voll von gut gebrannten Ziegeln und mächtigen Eichstämmen. Und der Pfarrer wird sagen: „Das ist schön von dir, Jan Dyl.“ Also dachte Jan Dyl und strich so behutsam über die vielen Goldstücke, als wären sie eitel zerbrechlich Glas. Und einen goldenen Dukaten nahm er in seine schwieligen Hände, nicht ohne sie vorher an der schmutzigen Hose abgewischt zu haben und wog das Stück. Die hellen

Sonnenstrahlen spiegelten sich darin wider, und das Gold lockte ihn, und Jan Dyl dachte bei sich: „Die Hälfte ist auch schon genug für die Kirche, von der anderen baue ich mir einen neuen Hof. Dann wird der Derrl blau und grün werden vor Mißgunst.“ Er wog und wog das lötlige Gold, und es gefiel ihm immer mehr. Da fuhr es ihm durch den Sinn: „Sei doch kein Esel, behalte alles. Ein anderer gäbe auch nichts ab.“ Einen Augenblick stand er unschlüssig, dann stampfte er auf und rief: „Basta, fertig!“

„Basta, fertig!“ schrie auch plötzlich eine krächzende Stimme von der Landstraße her. Der Bauer wandte sich erstaunt dorthin. Da ritt ein merkwürdiger Reiter über den Weg, der hatte zwei kleine Hörner auf dem Kopf und schaute grimmig drein. Der Reiter ritt ein ganz eigenes Pferd. Das hatte nämlich nur drei Beine, und das dritte war aus Holz. Und jedesmal, wenn das Pferd mit dem Vorderbein einen Schritt getan hatte, stieg der schwarze Reiter ab und hob das dritte Bein nach. Der Bauer lachte unbändig. Der Reitersmann aber schaute gar grimmig drein und rief mit knarrender Stimme: „Bauer, kann ich heute wog“



Der Reitersmann aber schaute gar grimmig drein und rief mit knarrender Stimme: „Bauer, kann ich heute wog“

Ein paar Worte von Ordnung und Dankbarkeit

Ein Sprichwort sagt: „Ordnung ist das halbe Leben.“ Doch gibt es Menschen, denen Ordnung ein vollkommen fremder Begriff ist. Im Gegenteil, sie empfinden ihren Nebenmenschen, dem Ordnung selbstverständlich ist, als unangenehm und lästig. Es ist falsch, wenn behauptet wird, Ordnung müsse angeboren sein; sie sei nicht Gabe der Erziehung. In frühester Jugend muß mit der Erziehung begonnen werden; später, wenn man nicht an Ordnung gewöhnt ist, wird man sich nur sehr schwer daran gewöhnen können.

Fast jedes Kind neigt aus Bequemlichkeit zu Unordentlichkeit. Wenn es auch nicht nötig ist, pedantisch zu sein, so sollte man auch in dieser Hinsicht nicht allzu großzügig sein. Später wird dir das Kind das nicht danken.

Jede Sache muß einen ganz bestimmten Platz haben. Auch in der größten Eile muß alles auf den reservierten Platz getan werden; das hastige und nervöse Suchen muß aufhören. Man muß dem Kinde erklären, wie die Sachen unter der Unordentlichkeit leiden; daß das viel Geld kostet. Auch die Reinlichkeit geht meistens mit der Ordnung Hand in Hand. Auch darauf muß in den frühe-



Frohe Jugend

sten Jahren gesehen werden, damit das alles dem Kinde selbstverständlich, ja zur zweiten Natur wird.

Ordnung ist nicht überflüssig; und es ist wirklich ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß nur recht wenige den Sinn für Ordnung besitzen.

* * *

Wer ist dankbar? Jedenfalls hätten wir alle Grund, gegen irgend jemanden dankbar zu sein; sind wir es auch? Ich glaube kaum. Die wenigsten behalten es im Gedächtnis, wie nötig sie damals den anderen hatten, und wie dankbar sie seinerzeit waren für dessen Hilfe. Der Mensch ist vergeßlich! Vieles im Leben ist selbstverständlich, und doch ist ein „Danke“ kostenlos und tut dem andern wohl.

Den meisten Menschen fällt es schwer, „danke schön“ zu sagen; lieber wollen sie von vornherein nichts annehmen, was einen Dank erfordert. Und warum eigentlich? Wir selbst wollen diejenigen sein, die Wohlthaten erweisen, um dann den Dank des anderen fordern zu können.

Niemals sollten wir zu stolz sein, dankbar zu sein. Immer mit fröhlichem Herzen danken, das verschönt das Leben und bringt dem Mitmenschen Freude. Dank verbindet die Menschen.

Eltern sind oftmals sehr enttäuscht über die Ur-dankbarkeit ihrer Kinder. Nur in den wenigsten Fällen sind Kinder dankbar; sie finden alles selbstverständlich, was für sie getan wird. Die Eltern dürfen die größten Opfer bringen.

Also nach alledem: Wenn du etwas Gutes tust, so tue es um deiner selbst willen und nicht, um Dank zu erhalten. Wenn du darauf wartest, wirst du bitter enttäuscht werden, denn Undank ist der Welt Lohn.

Isabella.

Eine Minute für die Hausfrau

Von unseren Kindern.

Kinder soll man mit Kindern spielen lassen. Es gibt Mütter, die ihre Kinder von anderen Kindern abhalten, weil sie sich „Krankheiten“ holen könnten. Krankheiten bekommt man auch so. Und das Kind unter der Käseglocke ist ein bitter einsames. Einsame sind zumeist unfroh und finden den Weg zu den Menschen nur schwer.

Wer sein Kind liebt und will, daß es sich in der Welt wohl fühlt, läßt es mit anderen Kindern spielen. Denn auch die Abgeschlossenheit kann eine Krankheit hervorrufen, die einen Menschen sein Leben lang unglücklich macht und zumeist unheilbar ist: Menschen-scheu. Und die Krankheiten des Gemüts sind nicht minder gefährlich als Masern oder Scharlach, denen auch das abgeschlossene Kind nicht immer entgeht.

nach Frankfurt kommen, zur Kaiserwahl?“ Da lachte der Bauer und hielt sich den Leib und rief zurück: „Dann müßtet Ihr schon den Teufel aus Vorspann nehmen!“ Der Reiter wurde blaß und gelb im Gesicht und seine Augen glommen wie brennende Schwefelfäden. Er stellte sich im Sattel auf und sagte hart: „Bauer, woher hast du das viele Geld?“ Da dachte der Bauer erschreckt an den Schatz und stellte sich wie zur Abwehr davor und rief: „Verdammt, fragt meinethwegen den Teufel!“

Der Reitersmann reckte sich auf mit seinem Pferd und wurde groß und größer und wuchs bis über die Baumkronen, und was er anfaßte, wurde rußig und sah aus, als wäre es verbrannt. Er machte einige Zeichen. Da wurde die Luft pechschwarz und Blitze fuhren wie feurige Schlangen durch den Himmel. Die Stimme des Reiters aber erschall über das Land weithin: „Fahr' weg! Fahr' weg!“ Es krachte ein Donner-schlag, als hätte man aus tausend schweren Stücken zugleich geschossen. —

Die Luft ward hell. Der Reiter war verschwunden. Die Truhe aber wanderte über den Acker weg, den Hügel hinauf und verschwand dort in der Erde. Der Bauer stand und bekreuzte sich und pflügte an diesem Tage nicht weiter, sondern ging zum Pfarrer, um ihm die merkwürdige Sache zu erzählen. Der aber sagte zu ihm: „Der Schatz gehört jetzt dem bösen Geist. Ihr habt geflucht, und das hättet Ihr nicht tun dürfen.“ —

* * *

Die Kirche stand fertig auf dem Hügel und schaute über die Felder und Bauernhöfe weg. Aber Arbeit hatte es gekostet und sauren Schweiß, bis sie eingerichtet war.

Tief drinnen lag der Schatz, und der Pfarrer hatte dreimal den Segen aussprechen müssen, ehe die Truhe sich hob. Es war, als hielten unsichtbare Hände mit eisernen Krallen das Gold fest. Und als man mit diesem Gelde die Kirche baute, da brach jeder siebente Stein, und in jedem siebenten Eichstamme saß der Wurm, und jedes siebente Werkzeug verschwand. Aber die Kirche stand fertig, und die Glocken läuteten weit über die Pracht der Felder den Gruß Gottes. Die Bauern sagten, bis nach Cleve könnten sie die Glocken hören, so voll und rein klangen sie.

Am Chor aber stand rechts ein großer goldener Erzengel Michael, der schlug mit seinem Ritterschwert manlich auf den zu seinen Füßen sich windenden Drachen. So schön und herrlich der Erzengel war, so greulich sah der Teufel aus, der an der linken Seite stand. Der hatte

Hörner und Krallen, stark wie Adlerkrallen, und einen mächtigen Schwanz und war ganz schwarz.

Die Bauern flüsterten sich heimlich zu: Der Maler dieser beiden Gestalten sei plötzlich, nachts zwischen zwölf und eins, gestorben; da sei ein feuriger Strahl aus dem Chorfenster gebrochen, und in der Luft hätte es geheult: „Huich, huich, huich!“ Ob es wahr ist, weiß man nicht, aber die Bauern erzählten es sich. — Besagter Teufel hatte nur eine große Haut neben sich liegen, und die war mit sonderbaren Zeichen bedeckt, die niemand lesen konnte, selbst der Vikar von Revelaer nicht, und der konnte mächtig viel: Lateinisch und Griechisch und Hebräisch und manche andere Sprache, die die Ungläubigen sprachen, aber das konnte er nicht lesen. Aber Hein Laak konnte es lesen. So sagte er wenigstens. Hein Laak war der frommste Bauer in der Kunde; er betete täglich eine Litanei und den Rosenkranz, und der Pfarrer hatte Achtung vor ihm.

Und Hein sagte, die Zeichen wären Namen der Bauern und Bäuerinnen. Da war das Erstaunen groß. Die Bauern lachten und die Bäuerinnen schimpften; der Hein wollte sie um ihren guten Ruf bringen; sie hätten nichts mit dem Teufel zu tun. Aber eines Sonntags, als die Großbäuerin vom Kamp spät in die Messe kam, sah Hein, wie der Teufel ihren Namen aufschrieb. Hein sagte es dem Pfarrer, der schüttelte den Kopf. Wieder kam ein Sonntag. Der Pfarrer sprach über Job und wie er elendiglich auf dem Misthaufen gefessen und seine Frau den Armen noch verspottet habe. Da lachten einige Bauern. Und Hein sah, wie der Teufel einen Knoten in seinen Schwanz schlug, groß wie ein Mühlrad, sich setzte und die Namen der Lachenden aufschrieb. Die Haut war aber voll von Zeichen. Da faßte der Teufel einen Zipfel zwischen seine Zähne und den anderen in seine kralligen Hände und zog um Platz für die Namen zu bekommen. Aber er zog zu wild, die Haut riß und der Teufel schlug mit dem Kopf gegen den Pfeiler. Da mußte auch Hein lachen, der Teufel aber wandte sich zu ihm und schrieb seinen Namen an die Wand. —

In selbiger Nacht wurde Hein Laak krank und starb. Die Bauern versicherten, in der Nacht habe Erzengel Michael mit dem Teufel gekämpft und ihn aus der Kirche fortgejagt. Hein Laak habe er mit in den Himmel genommen. Der Name von Hein Laak aber soll jetzt noch am Chor stehen, scharf in den Kalk eingeritzt, als hätten es Krallen getan.

Wie

Der Hammer

Jugendchrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 16

Duisburg, 4. August 1928

9. Jahrgang

Vom Willen unserer Metallarbeiterjugend

Ich will! Dies Wort ist mächtig,
Spricht's einer ernst und still;
Die Sterne reißt's vom Himmel,
Das eine Wort: Ich will!

Eine gewaltige Kraft hat der Schöpfer dem Edelsten seiner Werke, dem Menschen, gegeben, eine Kraft, der gegenüber alle Gewalten versagen. Diese Kraft ist der Wille oder das Wollen des Menschen. Eine königliche Kunst hat Martin Luthers das menschliche Wollen genannt. Die Kraft des Willens stand an der Spitze der Arbeiterbewegung und trieb sie vorwärts und aufwärts bis zur Stunde.

Wie armselig war doch das Leben des Arbeiters in den ersten Jahrzehnten der großkapitalistischen Wirtschaftsepoch! Die Betriebsräumlichkeiten waren vielfach unzulänglich. Zwischen den Maschinen war der arbeitende Mensch büchsenmäßig eingepfercht. Die Räume waren von Lärm und Dunst und Rauch und Staub gewissermaßen angefüllt. An eine Ableitung dachte niemand. Ventilation, Wascheinrichtungen, Umkleieräume und Speisefäle, alles das gab es noch nicht. Mit Dreck und Speck konnte der Arbeiter, der „Prolet“, nach aufreibender 12-, 14-, ja 16stündiger täglicher Hege nach Haus gehen — nach Haus! Ja, in die unfreundlichen und abstoßenden „Arbeiterwohnviertel“ der Städte, oder in jene besonderen „Arbeiterkolonien“, welche Werke den Arbeitern errichteten, die in der Regel dicht bei den Werken lagen und auf denen ständig der Staub und der Gestank der Werke lag. Bessere Wohnungen konnte sich doch der Arbeiter nicht leisten. Sein Verdienst war zu kärglich. Trotzdem Frauen und Kinder mitarbeiteten, es reichte nicht aus. Mit 30 bis 40 Pfennig täglichem Lohn, wie er für einen Vollarbeiter 1820 in der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie gezahlt wurde, waren keine Sprünge zu machen. Dabei wurde der Lohn nur zu einem Drittel in bar ausgezahlt. Für den Zweidrittelrest mußte er schlechte Waren zu teuren Preisen im Laden seines Arbeitgebers kaufen. Wie furchtbar die Lage der Arbeiter war, das beweist deutlich die Tatsache, daß 1828 ein preußischer General geistlichen Arbeiter- und besonders Kinderschutz verlangte, weil die Bevölkerung durch die Industriearbeit körperlich so heruntergekommen sei, daß die Rheinprovinz nicht mehr in der Lage sei, das erforderliche Truppenkontingent zu stellen. Erst 1839 wurde das erste Kinderschutzgesetz erlassen, welches die Arbeit von Kindern unter 9 Jahren verbot. So furchtbar und elend die materielle Lage der Arbeiter zu jener Zeit war, so stark war auch der Druck, unter dem sie standen. Der Arbeitgeber beherrschte nicht nur ihre Kraft, sondern sie selbst, den ganzen Menschen. Er bestimmte den Lohn, er setzte die Dauer der Arbeitszeit fest, er beherrschte sogar das private Leben. Nichts, rein nichts hatte der „Fabriker“ zu meiden. Das Zeitalter der Freiheit war für ihn Epoche der Sklaverei geworden.

Und wo es zum Aufbäumen kam und gequälte Menschen sich erhoben, da griff mit dem Arbeitgeber auch der Staat ein. Die „Heizer“ flogen, die „revolutionäre“ Bewegung wurde unter Umständen mit Militärgewalt

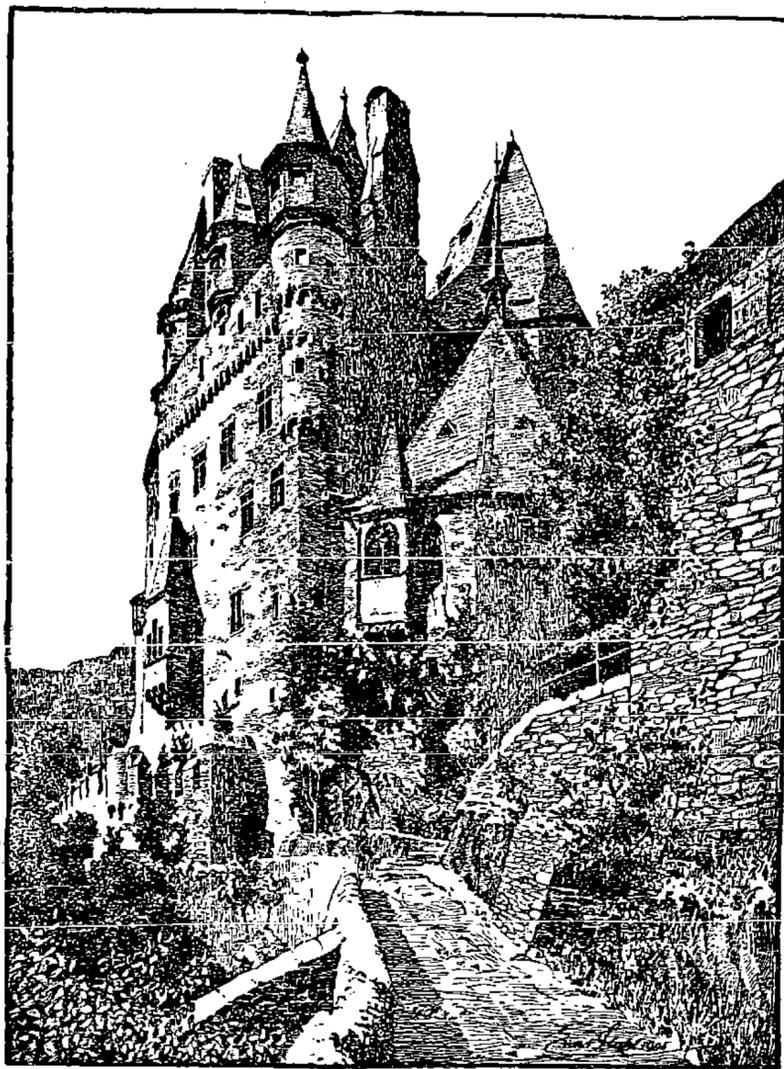
niedergedrückt. Das muß man wissen, um die gewaltige Größe des Wollens jener Männer zu erfassen, welche die Arbeiterbewegung grundgelegt haben. Ihr Wille war, den Brüdern zu helfen, sie zum Licht zu führen, und nichts war imstande, diesen ihren Willen zu erschüttern. Sie wurden verfolgt vom Haß der Arbeitgeber und der Sozialisten. Maßregelung und Terror war die Peitsche, mit der man ihren Willen töten wollte. Nichts, weder polizeilicher Druck, noch Arbeitslosigkeit, noch bittere Not, hat ihren Willen besiegen können. Ihr Wille schlug Breche in den Wall von Begnenshaft und Unverstand, der ihnen entgegenstarrte; ihr Wille erzwang der christlichen Arbeiterbewegung den Weg.

Wie schwer war doch die Arbeit dieser Männer! Denken wir einmal an unseren Verbandsvorsitzenden, den Kollegen Wieser. Noch im Arbeitsverhältnis stehend, ruhte auf ihm die Arbeit, die Last und die Verantwortung für den Verband. Nach des Tages Last und Mühen begann eigentlich seine Arbeit. Da mußten Artikel geschrieben werden für die Tagespresse, Versammlungen arrangiert und abgehalten, das Verbandsorgan geschrieben, die Korrespondenz erledigt werden. Auf der Arbeitsstätte wurde ihm wahrlich nichts geschenkt. Es war schwere Arbeit, die er als Former zu leisten hatte. Nur ein eiserner Wille hat diese Kraft, den arbeitsmüden Körper zu zwingen und immer wieder zu treiben zum Dienst am Arbeitsbruder. Der Wille tüchtiger Führer, wackerer und begeisterter Vertrauensleute hat unseren Verband weitergetragen zur heutigen Macht. Immer wieder haben sich unsere Führer selbst bezwungen. Wenn die Arbeit auch schwer und oft undankbar und unangenehm war, wenn ihr Werben oft erfolglos blieb, sie haben immer wieder erneut angepackt. Ihr Wollen siegte.

In Ewett Nordens Buch „Wille und Erfolg“ wird folgende Episode berichtet: „Ich kann nicht! Es ist unmöglich!“ sagte ein Offizier zu Alexander, nachdem er von einer Felsenfestung zurückgeworfen war. „Fort mit dir!“ donnerte der große Macedonier; „nichts ist dem unmöglich, der den Willen hat zu siegen.“ Und sich an die Spitze der Soldaten stellend, verjagte er den Feind von seinen Verschanzungen.

Ein solches Wollen sei Eigenschaft der christlichen Metallarbeiterjugend! Wenn Trägheit, Bequemlichkeit oder Scheu dich von deiner Werbearbeit abhalten möchten, lege diesen Mächten deinen Willen entgegen: „Ich will dem Christlichen Metallarbeiterverband ein Mitglied führen!“ Das sei für jeden christlichen Jungmetallarbeiter heiliges Gelöbnis!

Wenn also mal Unlust über dich kommt und möchte den guten Werbegeist verdrängen, straffe dich, sage: „Ich will!“ Oder wenn Mutlosigkeit und Verzagen dir ans Herz greifen, weil du nicht den erhofften Erfolg siehst oder einen vergeblichen Gang machtest, schüttele jene Stimmung ab, sag: „Ich will!“ Oder wenn tausend Lockungen dir zuflüstern, daß es nicht so nötig sei, daß gerade du dich ernstest gewerkschaftlicher Arbeit widmest, sei Meister über dich selbst, sag: „Ich will!“ Mit deinem Wollen wird auch deine Kraft wachsen und dein Erfolg. F.



Burg Elz

Merke dir!

Die größte Weisheit ist ein fester Entschluß. (Napoleon.)

Den Menschen fehlt nicht die Kraft, es fehlt ihnen der Wille. (Viktor Hugo.)

In eitlem Wünschen schwelgen Loren, doch wo ein Wille ist, ist nichts verloren. (Gräbe.)

Jedermann drückt sich selbst seinen Wert auf, und wir sind groß oder klein, je nach unserem eigenen Willen. (Smiles.)

In zahlreichen Menschen ist heute das Christentum in der Tat „verblüht“. Aber nur, weil der moderne Mensch vor lauter Verlehrtheit und Verstandesaufklärung verlernt hat, vom wirklichen Leben und vom wirklichen Menschen auszugehen. Was Christus redet und was er lebt, das sind die tiefsten Antworten auf die grundlegenden Fragen des wirklichen Menschenleben.

(Friedr. Willh. Förster.)

Jugend und „Alter“ im Verband

Eine Aussprache.

Ihr habt gewiß den Artikel vom Kollegen Stevens im Verbandsorgan, „Wir Alten und die Jugend von heute“ im Verband“, gelesen. Eine solche Aussprache ist löblich. Auch unsere jungen Freunde sollen sich daran im „Hammer“ beteiligen. Als erster hat R. Uge B. (Duisburg) das Wort:

Erfreulicherweise hat sich die Schriftleitung unseres Verbandes bemüht, eine Aussprache zwischen jung und alt herbeizuführen. Als erster hat nun der Kollege Stevens das Wort ergriffen. Wir als Jugendliche müssen ihm dafür besonderen Dank und Anerkennung aussprechen. Beim Durchlesen der Abhandlung gewinnt man den Eindruck, daß der Artikelschreiber mit der Jugend lebt und ihr manches gute, aber auch manches ernste Wort zu sagen hat. Mit der gleichen offenen und kameradschaftlichen Art wollen wir darauf hinweisen, was wir zu beklagen haben.

Vor allem fehlt es vielen älteren Kollegen an Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Jugend im allgemeinen und besonders in Werkstatt und Betrieb. Sehr häufig wird der Lehrling und die jugendliche Arbeitskraft, wenn er einem älteren Kollegen in Akford unterstellt ist, nur als verdienstbringendes Objekt gewertet. Alles andere ist Nebensache, oft sogar die Ausbildung. Auch in Reden und Gesprächen untereinander läßt die Rücksicht auf die Seele des jugendlichen Arbeiters sehr oft zu wünschen übrig. In gewerkschaftlicher Hinsicht und im Kampfe um die gerechte Sache der christlichen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung fehlt es an Mut gegenüber den Sozialisten. Bei den Sozialisten beobachtet man oft eine viel größere Aktivität und Werbekraft für ihre Idee und Organisation. Bei Angriffen auf die christlichen Gewerkschaften und ihre Führer, die besonders bei großen Aktionen, Betriebsrätewahlen usw. mit bestimmter Absicht

unternommen werden, legen viele ältere Kollegen eine geradezu unverzeihliche Passivität an den Tag. Der Kollege Stevens weist in seinem Artikel darauf hin, daß die Jugend von heute geradezu umlagert sei. Aber unter den Wegbereitern finden wir sehr viele, die nicht dazu berufen sind oder zu den falschen Wegbereitern gezählt werden müssen. Es wäre nicht nur zu wünschen, sondern eine selbstverständliche und heilige Pflicht der älteren Kollegen, einen Einfluß auf die Wegbereiter der Jugend auszuüben und auch der Jugend selbst, mehr als bisher, Führer und Wegbereiter, besonders durch das gute Beispiel, zu sein. Hier ist ein Punkt, wo es bei den älteren Kollegen oft mangelt, ja von einem Versagen die Rede sein kann. Es fehlt oft an Kraft und Willen, Führer und Vorbild zu sein.

Wie stand es denn mit den älteren Kollegen in den letzten Jahren, in den Jahren der gewerkschaftlichen Inflation, in der Treue zur gewerkschaftlichen Standesbewegung? Fehlte es in dieser Zeitperiode nicht an Glauben und Vertrauen an die Zukunft überhaupt? Um so mehr herrschte Resignation, Schwarzseherei und unbegründetes Mißtrauen gegen die Führer. Auf dem letzten Werk, wo ich beschäftigt war, ist von den älteren Kollegen sogar auf den ihnen rechtmäßig zustehenden Urlaub verzichtet worden. Nur jüngere Kollegen waren es, die den Mut hatten, Urlaub zu fordern.

Wenn wir das offen hervorheben, dann tun wir das nicht, um Gegensätze herauszustellen, sondern eine gemeinsame Basis zu finden. Trotz Fehlern, Mängeln und Schattenseiten auf beiden Seiten müssen wir uns vertrauensvoll die Hand reichen zu gemeinsamer Arbeit. Hoffentlich werden in Zukunft die älteren Kollegen sich mehr der Jugend annehmen und die Jugend in ihrer Eigenart zu verstehen suchen. Dann wird auch die Jugend hierfür Dank wissen und gute Früchte zeitigen. Fügen wir also die Erfahrung der „Alten“ und den Idealismus der „Jungen“ zusammen! Wenn wir mit vereinten Kräften für unsere Sache kämpfen, dann ist der Erfolg und Sieg uns sicher. J. B.

Unhaltbare Zustände in der Arbeitsgerichtsbarkeit

Die segensreiche Tätigkeit, die die Arbeitsgerichte seit dem 1. Juli 1927 zu verzeichnen haben, wird heute von allen Seiten anerkannt. Trotzdem muß auf einen Mißstand hingewiesen werden, der dringend und auf schnellstem Wege von den maßgebenden Regierungsstellen beseitigt werden muß.

Bei Beratung des Gesetzes legte gerade das Handwerk den größten Wert auf die Erhaltung der in der Gewerbeordnung festgelegten Innungsschiedsgerichte. Der Reichstag hat den Wünschen des Handwerks Rechnung getragen und für Streitigkeiten zwischen Lehrlingen und Meistern die Gewerbeordnung im § 111 des UGB. wie folgt abgeändert:

1. Im § 81 a Nr. 4. werden die Worte „der im § 4 des Gewerbeordnungsgesetzes (Reichsgesetzblatt 1901, S. 353) bezeichneten Art“ gestrichen;

2. An Stelle des § 91 b treten folgende Bestimmungen:
„Als das gemäß § 83 Abs. 2 Nr. 11 für die Verhandlung von Streitigkeiten nach § 81 a Nr. 4 zuständige Organ hat die Innung einen Ausschuss zu bilden, dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Zahl angehören müssen.“

Die Webernot

II.

Noch lange schrie der Wald unter dem Lärm der Sequäkten auf, und schulterten sie wieder ihre Sensen, Dreschflegel, Rodehacken und Mistgabeln, sagten die Äerte und Knüttel fester.

Der ganze Schwarm wiederholte es: „Wir leiden's nimma!“ Dann ein stilles Grauen ging durch alles Lebende. Die Vögel wichen tiefer hinein zwischen die schirmenden Zweige. Der Buntspecht verharrte still am Baumstamm. Das Eichhörnchen duckte sich tief in das Astloch, und der Hase schlüpfte schleunigst in das sichere Dickicht.

In Neu-Friedersdorf (heute Kolonie Friedersdorf) zogen die Weber vor das Haus des Kattunfabrikanten Gottfried Winkler. Mit brausem Hurra stürzten sie ins Haus. Einer stieß den andern in den Hausflur. Gleich rissen sie die Schränke um. Den Fabrikanten und seine Frau stießen sie in den Keller hinab. Die Tür verammelten sie. Die Kinder wurden auf die Straße gejagt. Mit heiseren Stimmen schrien sie durch einander: „Imma lus! Arm sull'n de Luderich warn, de Hoalsabschneider!“

Dann zerklirrten die Fenster Scheiben. Aus den Fenstern wurden Teller, Tassen und Gläser rausgeworfen. Die Spiegel wurden zertrümmert, das Sofa zerschuttet und zerrissen, Stühle, Schränke und Tische zerhackt und zertreten. Dann warfen sie alles, was sie an Garn und fertigen Webwaren fanden, auf die Straße. Andere schleppten das Zeug in den Bach, so daß sich das Wasser staute und über die Ufer trat. Ehe sie weiter zogen, rissen sie noch die Dielen auf und zerklühten das Treppengeländer.

Dann kamen sie nach Alt-Friedersdorf, wo die Fabrikanten Gebrüder Voller wohnten. Sie hatten schon von dem Aufruhr bei Winkler gehört und die Türen und Fenster so sicher und fest vernagelt und verbaut, daß die Weber nichts austrichten konnten. Die Gebrüder Voller hatten sich auch Revolver und Gewehre bereitzgelegt, um sich bis zum letzten zu verteidigen. Aus einem Dachfenster warfen sie große Packen Stoff unter die Weber, die am späten Abend nach Peterswaldau weiterzogen, wo die dortigen Weber auch schon aufständisch waren. Der Sturm der siegenden Weber wälzte sich bis nach Langenbielau fort. Schon glaubten sich die hungernden Weber am Ziel ihrer Sehnsucht. Da rückte Militär heran und warf den Aufstand nieder.

Ueber diese Vorgänge berichtete die Zeitung:

„In dem Dorfe Peterswaldau haben am 4. und 5. Juni Auftritte stattgefunden, wie sie bisher in Schlesiens noch nicht vorgekommen sind.“

Ein großes, reiches Kaufmannshaus hatte die Löhne der Weber bedeutend herabgesetzt, was den Unwillen und die Unzufriedenheit derselben erregte. Mehrmals hatten sie nun deshalb um bessere Zahlung gebeten. So geschah es, daß sie, als sie am 4. Juni ihr Gesuch wiederholten und abermals abschlägig beschieden wurden, im Verein mit Webern anderer Fabrikdörfer nach dem erwähnten Kaufmannshause zogen, vor demselben ein Spottlied sangen, das bekannte „Weberlied“, dann die Fenster der Fabrik einwarfen und hierauf diese, sowie die zu derselben gehörigen Gebäude, fünf an der Zahl zerstörten. Die erbitterten Weber zertrümmerten nicht allein sämtliche in den Häusern vorgefundenen Möbel und Gerätschaften, Betten, Kleidungsstücke usw., sondern vernichteten auch das sehr reichhaltige Warenlager roher und fertiger Stoffe oder gaben es der Menge preis. Dies währte vom Abend des 4. Juni bis nach Mitternacht. Die Eigentümer der Fabriken suchten mit ihren Familien sich in Sicherheit zu bringen. Die Weber setzten am Morgen des 5. Juni ihr Zerstörungswerk fort und deckten sogar einen Teil der Dächer ab, worauf sie sich entfernten. Bald nach ihrer Entfernung traf Militär aus Schweidnitz ein, welches man von dort erbeten hatte. Dasselbe kam jedoch zu spät, und bei der Räumung des Gehöftes wurde ein Mann durch einen Bajonettstich verwundet. Das Militär marschierte hierauf größtenteils nach Langenbielau, wohin die Masse der Weber gezogen war und auch hier drei Etablissements zerstörte. Nachdem die Aufforderung des Kommandierenden, „von ihrem Vorhaben abzulassen“, nichts gefruchtet hatte, ließ dieser, als jene mit Steinen warfen, Feuer geben, wodurch 13 Weber getötet und viele verwundet wurden. Der Abend machte dem Kampf ein Ende. Die Weber zogen sich in die Berge und Gebüsche zurück, und das Militär bewachte den Ort. Reichenbach wurde von der Bürgergarde bewacht. Am 6. Juni trafen noch ein Bataillon Infanterie und vier sechspfündige Geschütze aus Schweidnitz in Langenbielau ein. Gegen Abend kamen noch zwei Schwadronen Husaren aus Strehlen. An die insurgierenden Weber erließ der Kommandeur, Major von Schlichting, einen Aufruf, daß sie zu ihrer Pflicht als ruhige Einwohner und Arbeiter zurückkehren sollten.“

Eine strenge Untersuchung folgte, und die Haupttäufel führer, soweit sie ermittelt werden konnten, wurden in schwere Strafen genommen. Um den Webern aber eine Verdienstmöglichkeit zu geben und dadurch ihre Not zu lindern, wurde noch in demselben Jahre mit dem Bau der „Hungerstraße“ begonnen, die von Steinfelderndorf an der Hohen Eule hinauf nach Wüsteraltdorf führt. — Aus dem empfehlenswerten Buche Erich Weiland: Der Menschenschmied. Verlag Steinke u. Köhricht, Breslau 2

Kauft Künstlerpostkarten zugunsten unseres Reichsjugendheims

Zu beziehen von den Ortsverwaltungen oder von der Hauptgeschäftsstelle Duisburg, Stapeltor 17

Wird der von diesem Ausschuss gefällte Spruch nicht innerhalb einer Woche von beiden Parteien anerkannt, so kann binnen 2 Wochen nach ergangenem Spruche Klage beim zuständigen Arbeitsgericht erhoben werden. Der Klage muß in allen Fällen die Verhandlung vor dem Ausschuss vorgegangen sein.

Aus Vergleichen, die vor dem Ausschuss geschlossen worden sind, und aus Sprüchen des Ausschusses, die von beiden Parteien anerkannt sind, findet die Zwangsvollstreckung statt. Die §§ 104 und 105 des Arbeitsgerichtsgesetzes gelten entsprechend."

Auf Grund dieser Bestimmungen sind die Innungen gezwungen, ihre Satzungen zu ändern. Die Genehmigung erteilt auf Antrag der Innung die zuständige Regierung.

Nachdem nun das Arbeitsgerichtsgesetz über ein Jahr lang besteht, sollte man annehmen, daß diese Formalitäten längst erledigt seien. Das ist indes nicht der Fall, wie nachstehender Vorfall zur Genüge beweist:

Seitens unserer Verwaltungsstelle Rheinhausen wurde am 24. Mai dieses Jahres eine Klage an den Ausschuss für Lehrlingsstreitigkeiten in Mörs eingereicht.

Der Geschäftsführer der Innung teilte jedoch mit, daß dieser Ausschuss beantragt, aber noch nicht genehmigt sei. Nach Ansicht des Geschäftsführers sei bis zur Genehmigung des Antrages das Arbeitsgericht in Duisburg zuständig. Also Weiterleitung der Klage an das Arbeitsgericht in Duisburg. Im Termin am 12. Juli erklärte sich das Arbeitsgericht Duisburg auf Grund des Gesetzes und auf Grund eines besonderen Erlasses für unzuständig und lehnte ein Eingreifen ab. Darauf fragte der Einsender nochmals am 13. Juli bei der Innung an, ob nunmehr der Antrag genehmigt sei. Die Innung wies nach, daß sie bereits im November 1927 ihren Antrag an die untere Verwaltungsbehörde eingereicht habe. Auf Anfrage bestätigte die untere Verwaltungsbehörde die Angaben der Innung. Soweit der Tatbestand.

Der rechtliche Zustand ist also der, daß es heute noch mehr als einem Jahre keine Instanz gibt, die in diesem Falle Recht sprechen kann. Der Lehrling ist also vorläufig rechtlos, und es steht zu befürchten, daß, wenn der bestehende Zustand noch länger anhält, die Forderung verjährt ist.

Es ist deshalb die Frage am Plage: Hat der Gesetzgeber dieses gewollt? Hat die Gesetzgebung keine Machtmittel in der Hand, um diesen Zustand zu beseitigen?

Es wird die höchste Zeit, daß dieser Mißstand, der vielleicht auch in anderen Gebieten Deutschlands zu verzeichnen sein wird, auf dem schnellsten Wege durch die maßgebende Aufsichtsbehörde beseitigt wird.

Frett.

Lehrlingsabkommen

zwischen

dem Verband Thüringer Metallindustrieller (G. V.), Erfurt, einerseits und

1. dem Deutschen Metallarbeiterverband, Bezirk Erfurt,
2. dem Gewerkeverein Deutscher Metallarbeiter (H.-D.), XI. Bezirk,
3. dem Christlichen Metallarbeiterverband, Bezirk Magdeburg,
4. dem Zentralverband der Maschinenisten und Heizer Deutschlands, Bezirke Erfurt und mitteldeutsches Braunkohlentrevier,
5. dem Deutschen Sattler, Tapezierer- und Portefeuille-Verband, Mitteldeutscher Gau,
6. dem Deutschen Holzarbeiterverband, Gau Thüringen,
7. dem Verband der Maler und Lackierer, 5. Bezirk, Leipzig,

andererseits, hat die von dem zuständigen Schlichter gemäß Artikel 1, § 5, Abs. 3 der Verordnung über das Schlichtungswesen vom 30. Oktober 1923 gebildete Schlichterkammer auf Grund der Verhandlungen vom 14. Juni 1928 folgenden **Schiedspruch** gefällt:

§ 1. Für das Arbeitsverhältnis der Lehrlinge gelten die Bestimmungen des zur Zeit gültigen Manteltarifvertrages für die Thüringer Metallindustrie, soweit nicht nachstehend Abweichendes bestimmt ist.

§ 2. Die Arbeitszeit der Lehrlinge regelt sich nach der in dem Arbeitsabkommen für die Thüringer Metallindustrie festgesetzten.

Nacht- und Sonntagsarbeit ist nur in den Fällen des § 10 der Arbeitszeitverordnung zulässig. Akkordarbeit für Lehrlinge ist während der ersten Hälfte der Lehrzeit unzulässig.

§ 3. Die Entschädigung für Lehrlinge beträgt je Stunde: im 1. Halbjahr 7 Pfg., im 2. Halbjahr 9 Pfg., im 3. Halbjahr 11 Pfg., im 4. Halbjahr 13 Pfg., im 5. Halbjahr 15 Pfg., im 6. Halbjahr 19 Pfg., im 7. Halbjahr 27 Pfg., im 8. Halbjahr 29 Pfg.

Die durch den Besuch der obligatorischen Fortbildungsschule veräumten Arbeitsstunden dürfen bis zu 4 Stunden in der Woche von der Entschädigung nicht in Abzug gebracht werden.

§ 4. Alljährlich wird den Lehrlingen unter Fortzahlung der Entschädigung Urlaub gewährt und zwar: im ersten Lehrjahr 6 Tage, im zweiten Lehrjahr 5 Tage, im dritten und vierten Lehrjahr je 4 Tage.

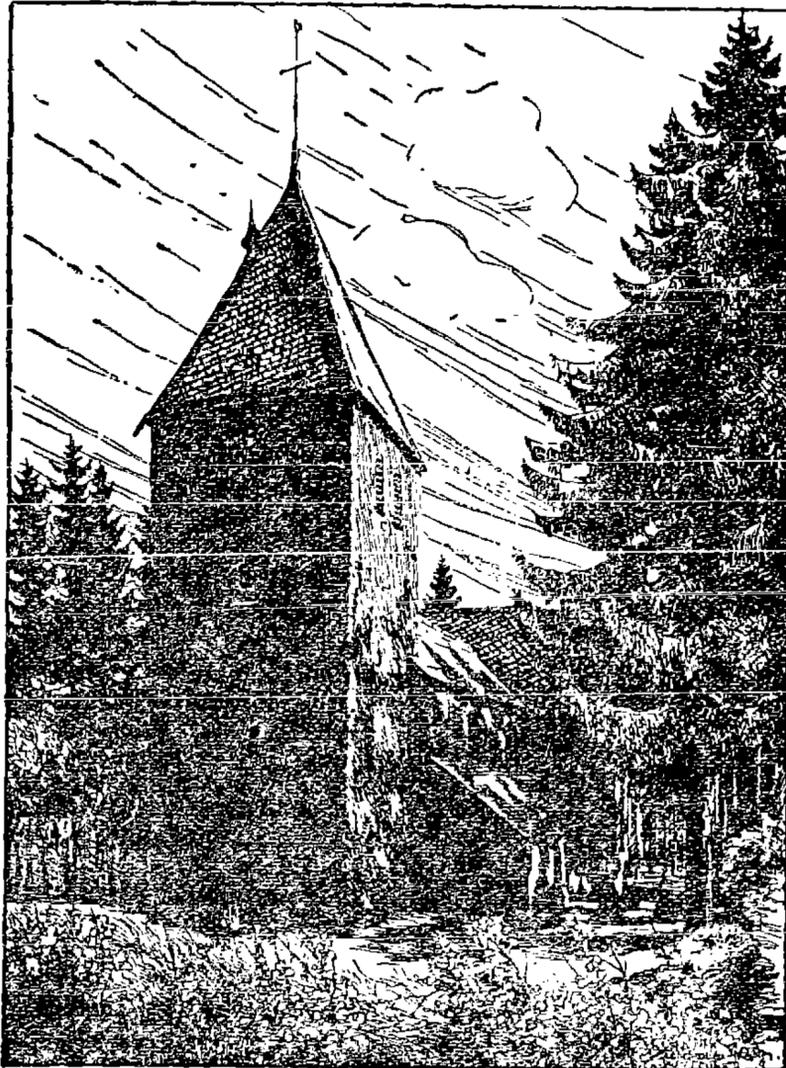
Wird der Lehrling nach Beendigung der Lehrzeit in demselben Betriebe weiterbeschäftigt oder innerhalb eines Jahres nach der unmittelbar nach Beendigung der Lehrzeit erfolgten Entlassung in demselben Betrieb wieder eingestellt, so hat er im ersten Gesellenjahr Anspruch auf 4 Tage Urlaub.

Der Urlaub soll in die Zeit der Sommer- oder Herbstferien für die Fortbildungs- oder Fachschulen fallen.

§ 5. Dieses Abkommen tritt am 30. April 1928 in Kraft und kann, soweit die Vergütungssätze der Lehrlinge in Frage kommen, mit einmonatiger Frist, erstmalig zum 31. März 1929, gekündigt werden. Die übrigen Bestimmungen sind mit sechswöchiger Kündigungsfrist zum Schluß eines Kalendervierteljahres, erstmalig zum 31. März 1929, kündbar.

gez. Dr. Hauschild.

Die „Metallarbeiterjugend“ brachte es fertig, diese Regelung unter der Überschrift „Ein Erfolg des Deutschen Metallarbeiterverbandes“ den Lesern zu berichten. Darum läßt sie auch die Einleitung des Abkommens weg, weil dort alle Kontrahenten genannt sind, darunter auch unser Christlicher Metallarbeiterverband. Solche Berichterstattung ist zwar nicht objektiv, aber — unbescheiden.



Dorfkirche Müllenbach b. Summersbach

Jugendstimmen

Essener Jungmänner auf Wanderschaft.

Von heiterem Sonnenchein begleitet, verließ das Stahlroß die weiten Hallen des Essener Hauptbahnhofes, um eine stattliche Anzahl Jungmänner des Christlichen Metallarbeiterverbandes in das „grüne Herz Deutschlands“, das herrliche Thüringen, zu bringen. In rascher Fahrt ging's durch das Sauer-, Sieger- und Hessenland, vorbei an wogenden Kornfeldern, saftigen Weiden, bewaldeten Höhenzügen, der Universitätsstadt Jena entgegen. Nachdem man die Stadt eingehend besichtigt hatte — vor allem fielen hier die mächtigen Karl-Zeiß-Werke, die Universität, das fröhliche studentische Treiben auf dem Marktplatz besonders ins Auge —, kostete man nach der langen Fahrt auch einmal die berühmten Thüringer Rostbratwürstchen, die ausgezeichnet schmeckten. Von hier aus sollte nun die neuntägige Wanderroute durch das Thüringer Land bis nach Eisenach beginnen. Auf Einladung des Deutschen Schillerbundes nahm man auch in Weimar an den Nationalfestspielen, die im Nationaltheater, dem Geburtsort der deutschen Reichsverfassung, vorgeführt wurden, teil.

Von Weimar ging's über Gotha, Reinhardsbrunn nach Friedrichsroda, dem prächtig gelegenen Luftkurort. Hier bestieg man den höchsten Gipfel des Thüringer Waldes, den Inselberg (916 Meter). Bei Sonnenuntergang oben angelangt, bot sich dem Beschauer ein prächtiger Rundblick über das mitteldeutsche Land. Die Rhön sowie der Oberharz mit dem Brocken waren deutlich sichtbar. Beim Abstieg gelangte man nach Brotterode. Hier wurde in einer sauberen Jugendherberge übernachtet. Ueberhaupt traf man auf der Fahrt wohl gepflegte und gemütliche Jugendherbergen an. Nur die in Weimar ließ viel zu wünschen übrig. Im Trusental stürzt aus einer Höhe von 75 Meter der künstlich hergeleitete Wasserfall herab. Auf dem Wege nach Ruhla, einer kleinen Fabrikstadt — dieselbe erstreckt sich über 4 Kilometer lang in einem malerisch gelegenen Talkessel —, wurde Mittagstafel gemacht und unter freiem Himmel abgekocht. Nun nahm die schönste Lusttour ihren Anfang. Von der Hohen Sonne aus erblickte man durch den Wald ein wunderbares Bild: die Wartburg, von Sonnenlicht umflutet, auf einsamer Höhe thronend. Durch das wildmalerische Amatal, eine enge klammartige Felsenspalte, die einzig in ihrer Art im Thüringer Wald ist, gelangt man in die Drachenschlucht, welche sich zwischen moosbedeckten feuchten Felswänden, oft nur dreiviertel Meter breit, etwa ein halbes Kilometer lang hindurch

windet. Dann lag Eisenach vor unseren Augen, Thüringens schönste Stadt, in unvergleichlicher landschaftlicher Pracht gelegen, Herz und Gemüt belebend. Eisenach ist eine altherwürdige Stadt mit großer Vergangenheit und bedeutungsvollen Erinnerungen durch Sage und Geschichte innig verbunden und verwoben mit einer der schönsten und bekanntesten aller deutschen Burgen, der Wartburg. Dieselbe sowie einige andere Ehenwürdigkeiten wurden eingehend besichtigt. Hiermit war die eigentliche Thüringer Fahrt abgeschlossen, aber man machte noch einen eintägigen Abstecher nach Kassel-Wilhelmshöhe. Hier wurde Schloß Wilhelmshöhe mit den herrlichen Parkanlagen besichtigt. In einer halben Stunde waren die Treppen an den 280 Meter langen und 15 Meter breiten Kasernen bis zur 30 Meter hohen Spitzsäule erklimmt, auf der der 9,5 Meter große kupferne Herkules steht. Prachtvoll war die Aussicht auf Kassel. Beim Abschied hinterließen wir durch Einzeichnen in das Gästebuch den Abschiedsgruß rheinischer Jungmänner.

Der nächste Tag fand uns wieder am Ort und an der Stätte unseres beruflichen Wirkens.

Wir alle haben unseren Urlaub prächtig verlebt und auch erkannt und selbst empfunden, wie schön es ist, die deutsche Heimat kennen zu lernen und dadurch zu lieben, im anderen Falle aber auch, wie notwendig es ist, nach einem Jahre anstrengender Arbeit einige Tage Urlaub für sich in Anspruch zu nehmen, um so Körper und Geist auszuspannen, um wieder frisch, freudig und gestählt an Schraubstock und Drehbank zu treten und unserem christlichen Metallarbeiterverband wieder mit neuer Kraft neue Wege des Fortschrittes zu bahnen. Das sei unser Dank! A. M.

Krefeld. (Guter Werbegeist.) Am 14. Juli 1928 hielt die Jugendgruppe Krefeld im Stephansheim ihre Jugendversammlung ab. Um 20 Uhr eröffnete der stellvertretende Vorsitzende, Kollege Hinkel, die Versammlung. Nach der Begrüßung der Erschienenen und der Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung erhielt Koll. Schramm das Wort über gewerkschaftliche Fragen der heutigen Zeit. Er sprach über das Thema: „Die Jugend und ihr Verhältnis zur Organisation.“ Er erklärte ausdrücklich die Pflichten und Rechte und betonte, Jugendarbeit muß Herzenssache sein.

Im zweiten Teile erklärte er die Entwicklung der Flugmaschine von Ikarus bis Otto Lilienthal (1890). Er besprach die einzelnen phantastischen Formen und Konstruktionen der ersten Flugzeuge. Auf eine Anfrage des Vorstandes meldeten sich alle für die Agitation. (Bravo! Die Schriftl.) — Lebhaft wurde der Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Solway-Werke bei Kanten zu besichtigen. Um 22.30 Uhr konnte der Vorsitzende die Versammlung, die einen anregenden Verlauf hatte, schließen. H. H.

An unsere älteren Kollegen!

Einem längst gehegten und immer wieder zum Ausdruck gebrachten Wunsche der Jugend entsprechend, beabsichtigen die christlichen Gewerkschaften die Errichtung eines Reichsjugendheimes. Die Ausführung dieses schönen Planes ist aber mit erheblichen Kosten verbunden. Es muß Ehrensache jedes christlichen Metallarbeiters sein, zu diesen Kosten sein Eherschwein beizutragen. Das ist auf sehr angenehme Weise ermöglicht. So sind vom Gesamtverband Künstlerpostkarten mit dem Aufdruck: „Zugunsten der Jugendherbergen der christlichen Gewerkschaften!“ zum Vertrieb beschafft worden. Die Karten sind in prachtvoller Buntausführung gehalten und kosten 10 Pfennig das Stück. Billiger kann auch keine Ansichtskarte in irgendeinem Geschäft erstanden werden. Und jeder schreibt doch schon mal eine Karte an Verwandte, Freunde und Bekannte. Warum sollten zu diesem löblichen Zweck nicht unsere prachtvollen Jugendpostkarten Verwendung finden? Einen Groschen, besser natürlich noch mehrere Groschen wird sicher jeder ältere Kollege unseres Verbandes für unsere Jugend doch übrig haben. Also, liebe Freunde: Tut mal euer Herz und euren Beutel auf und unterstützt unser Jugendwerk durch den fleißigen Kauf von Postkarten oder Jugendmarken, welche letztere ihr neben der Briefmarke auf Briefen und Karten aufkleben könnt. Auch diese kosten 10 Pfennig das Stück. Diese Postkarten oder Marken sind allen unseren Ortsverwaltungen zur Verfügung gestellt und können also dort gekauft werden. Wo keine mehr zu haben sein sollten, wendet euch an unsere Hauptverwaltung.

Briefkasten

Gerd Dr. in B. Die Sache war so: Wir lagen im selbstgebauten Zelt und versuchten zu schlafen. Da bekam ich Besuch von einer Abteilung Aneisen, die mir gewaltig zusetzten und mich in die Flucht trieben. Die Situation kannst Du Dir denken. — Erich M. in B. (D.-S.). Dein Vertrauen ehrt mich. Es gibt Schafe und — andere! Die anderen aber scheren die Schafe und sitzen daher warm in der Wolle. Ich schrieb Dir einen Brief. — Jugendgruppe S. Ueber den Kartengruß von der frohen Wanderfahrt habe ich mich gefreut. Hoffentlich habt Ihr die „steuerfreie“ Waldluft in vollen Jügen genossen. Menschen mit klarem Verstande, hellen Augen und sicheren Händen kann man in der Elektrotechnik immer noch gebrauchen. Firmen kann ich Dir im Briefkasten nicht angeben. Jedes Fachgeschäft gibt Dir gern Auskunft und fachmännischen Rat. — Johann K. in D. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, aber er kann auch seine Hölle werden. Hoffentlich wirst Du ein sehr entschlossener Schlossergesell. — Otto G. in D. Verne schweigen, o Freund! Dem Silber gleicht die Rede; aber zur rechten Zeit schweigen, ist lauter Gold. Die gewünschten Hefte und Flugblätter gingen Dir durch die Post zu. — Karl St. in E. Dein Rätsel soll hier stehen: Es war einmal ein Schmied, dessen Name war unaussprechlich. Wie hieß der Schmied? — Unaussprechlich. — Georg K. in F. Für die Grüße aus der alten Stadt Miltenberg am Main herzlichen Dank. Ja, schön ist es dort! Aber jedes Städtchen hat seine Schönheiten, man muß sie nur erschauen können. Gib mir Deine genaue Anschrift, damit ich Dir schreibe, denn im

Briefkasten läßt sich nicht alles besprechen. — Heinrich E. in G. Deine selbstgezeichnete Karte war einfach und daher vornehm. Ein tüchtiger Fachmann muß zeichnen können. Es gibt wenig Verzierbilder, die für den Hammer geeignet sind; solltest Du uns aber geeignete Scherzbilder zeichnen wollen, so sind diese willkommen und sollen dann auch gedruckt werden. Zeichnungen, die zu unserem Beruf in Beziehung stehen, sind besonders willkommen. J. B.: „In der Werkstatt“, „Der Schmied“, „In der Gießerei“ usw. — Wilh. K. in H. Nein, mein lieber Freund! Atlas her aus und selbst nachsehen! Du machst wohl Spaß? — Ernst F. in D. Die Sache mit den Jugendherbergen ist vortrefflich. Du hast so einen kraftvollen Namen und willst nutzlos werden? Lauf, lauf hinaus in Gottes schöne Welt. Du hast einen Bock geschossen, einen richtigen Dummbock. — Johann K. in W. Siehst du, es war zu spät. Zieh die Dichterjacke aus und hacke Holz. Dem Freund die Hand, dem Feind die Faust. Antworte auf meinen Brief.

Herzlichen Gruß!

Meister Hämmerlein, Duisburg, Stapeltor 17.

Auf zum heßischen Jugendführertreffen in Rudesheim a. Rhein!

Zum 19. August ruft der 4. Bezirk seine Jungmänner zusammen an den schönen deutschen Rhein, nach Rudesheim. Hier soll Heerschau gehalten werden über die Metallarbeiterjugend. Auch unser Reichsjugendleiter Kollege M. Föcher hat zugesagt. Nachmittags wird das Nationaldenkmal auf dem Niederwald besucht.

Metallarbeiterjugend! Rüste dich zum 19. August!

B. Zang.

Auflösung des Silberrätsels aus Nr. 15

1. Bollen; 2. Jhlow; 3. Rose; 4. Altar; 5. Lausbub; 6. Enten; 7. Wieber; 8. Orkus; 9. Lüge; 10. Lofi; 11. Eisen. — Wir alle wollen Werber sein!

Silberrätsel

Aus den Silben: dol dus e e ga git ja kob lar me ma na pi rho se taph ter ul wol — sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Parole für unsere Jugendmwerbung ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Biblischer Name; 2. Baum; 3. Absperrung; 4. Grab-schrift; 5. Teil des Kopfes; 6. Münze; 7. Fluß in Rußland; 8. Straußen-art; 9. Insel im Ägäischen Meer.

Verantwortlich für den Hammer: M. Föcher.

Bekanntmachung

Sonntag, den 5. August, ist der 32. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Die Staatsvereinfachung beginnt bei den Arbeiterrechten (G. W.), S. 481. Bat'a oder die Division der Arbeiter (Wbr.), S. 482. Blutendes Land, S. 482. Werkspensionskassen und „alte Arbeiter“ (Gibmeyer, Duisburg), S. 484. 1. Internationaler Kongress der katholischen Arbeitervereine (G. W.), S. 485. Stimmen zur Alters-Invalidenunterstützung (Anton Niewerth, Offenberg; F. Fischer, Mülheim (Ruhr); Gg. Brunner, Weisenburg (Bayern); Peter Pauquel, Köln-Mülheim), S. 485.

Aus den Betrieben:

Die Lage im Saarbergbau; Das Leben im Elektrowerke, S. 487. Ställe als Wohnungen; Arbeitgeberyndizi als Sachwalter des Werbervereins; Ansehnliche Erfolge bei den diesjährigen Betriebsratswahlen, Seite 488.

Unterhaltung:

Der Bauernkönig, S. 487. Eine Historie vom bösen Feind, S. 491.

Frauenleben:

Kinderelend und Gewerkschaftsbewegung (G. W.), S. 489. Blumen als Zimmerdekor (Ho.), S. 490. Merkgedanken für die junge Ehe (Emanuele Meyer), S. 490. Ein paar Worte von Ordnung und Dankbarkeit (Isabella), S. 492. Eine Minute für die Hausfrau, S. 492.

Der Hammer:

Vom Willen unserer Metallarbeiterjugend (Fö.), S. 493. Merke dich Jugend und „Alte“ im Verband; Unhaltbare Zustände in der Arbeitsgerichtsbarkeit; Die Webernot, S. 494. Lehrlingsabkommen; Jugendstimmen, S. 495. An unsere älteren Kollegen; Briefkasten; Auf zum heßischen Jugendführertreffen in Rudesheim a. Rh.; Rätselauslösung; Silberrätsel, S. 496.

Bekanntmachung:

Seite 496.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei G. G. m. b. H., Duisburg.